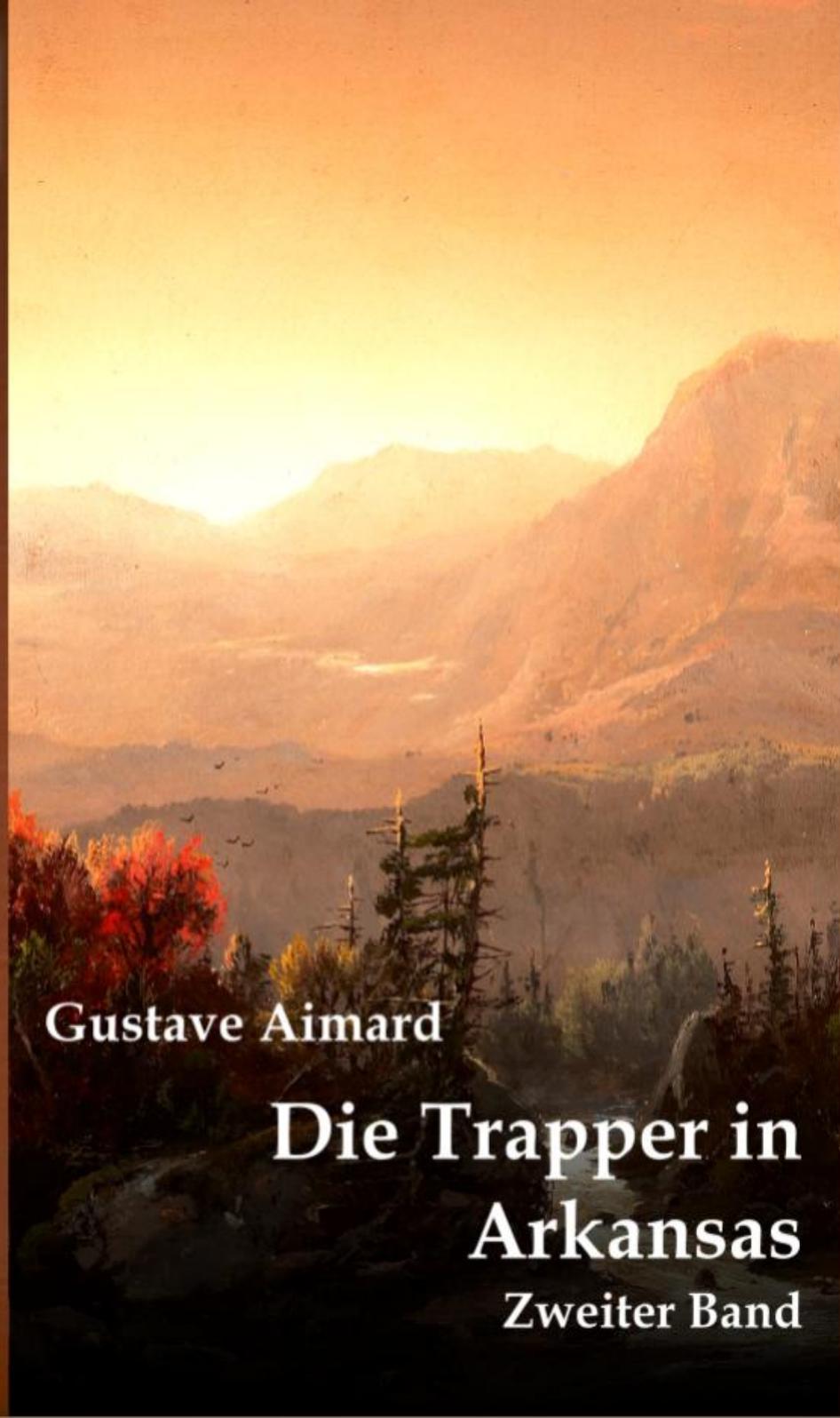




Abenteuerstorys



Gustave Aimard

Die Trapper in Arkansas

Zweiter Band



Gustave Aimard

DIE TRAPPER IN ARKANSAS

Zweiter Band

Deutsche Übersetzung von E. Drugulin

Erschienen 1859 im

Verlag von Christian Ernst Kollmann

www.geisterspiegel.de

Cover © 2015 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Inhalt

Kapitel 10 - Das verschanzte Lager	7
Kapitel 11 - Der Handel	16
Kapitel 12 - Psychologie	24
Kapitel 13 - Die Bienenjagd	32
Kapitel 14 - Der schwarze Hirsch	41
Kapitel 15 - Die Biber	50
Kapitel 16 - Verrat	59
Kapitel 17 - Adlerkopf	70
Kapitel 18 - Eusebio	78
Kapitel 19 - Der Rat der Häuptlinge	87
Kapitel 20 - Die Martern	95
Zweiter Teil Waktehno - der, welcher tötet	
Kapitel 1 - Treuherz	105
Kapitel 2 - Die Piraten	113
Kapitel 3 - Die Sendung	121

Kapitel 10 - Das verschanzte Lager

Wir wollen die Jäger bei der Verfolgung der Rothäute verlassen und zu dem General zurückkehren.

Einige Minuten, nachdem die beiden Männer das mexikanische Lager verlassen hatten, trat der General aus seinem Zelt, warf einen forschenden Blick auf seine Umgebung und ging in frischer Luft mit gedankenvoller Miene auf und ab.

Die Ereignisse der verflossenen Nacht hatten einen tiefen Eindruck auf den alten Soldaten gemacht.

Er sah seine Expedition vielleicht zum ersten Mal, seit er sie unternommen hatte, in ihrem wahren Licht. Er fragte sich, ob er auch wirklich das Recht habe, ein junges Mädchen von dem Alter seiner Nichte, deren Dasein bis dahin nur eine ununterbrochene Folge sanfter und friedlicher Eindrücke gewesen war, und die sich wahrscheinlich niemals an die unaufhörlichen Gefahren und die Unruhe des Lebens in der Prärie gewöhnen würde, denen auch die Seelen in kurzer Zeit erliegen, an dieser Existenz voll Gefahren teilnehmen zu lassen.

Seine Verlegenheit war groß. Er liebte seine Nichte zärtlich. Sie war der Gegenstand seiner einzigen Neigung, sein einziger Trost. Er hätte alles, was er besaß, ohne Bedauern und ohne Zaudern tausend Mal für sie hingegeben. Doch waren andererseits die Gründe, die ihn zu der gefahrvollen Reise veranlasst hatten, von so großer Wichtigkeit, dass er innerlich erbebt, sie erleben zu müssen.

»Nun, was soll ich tun?«, sagte er sich, »was soll ich tun?«

Donna Luz, welche ebenfalls ihr Zelt verließ, begrüßte ihren Oheim, dessen oft unterbrochener Spaziergang noch

immer andauerte. Sie eilte auf ihn zu, legte ihre Arme zärtlich um seinen Hals, küsste ihn und sagte: »Einen guten Morgen, Onkel.«

»Ebenfalls einen guten Morgen, meine Tochter«, antwortete dieser, denn er hatte die Angewohnheit, sie so zu nennen. Wie es auch sei! Mein Kind, du bist ja heute Morgen schon sehr früh auf.«

Gerührt erwiderte er auf die Liebkosungen, mit denen sie ihn überschüttete, mit Wärme.

Nun, warum sollte ich nicht heiter sein, lieber Onkel? Wir sind, Gott sei Dank, einer großen Gefahr entronnen, die ganze scheint sich zu freuen, die Vögel singen auf allen Zweigen, die Sonne überströmt uns mit ihrem warmen Licht. Es wäre ja undankbar gegenüber dem Schöpfer, wenn wir bei den Äußerungen seiner Allmacht ungerührt bleiben wollten.«

»Die Gefahren der vergangenen Nacht haben also keinen unangenehmen Eindruck bei dir hinterlassen, liebes Kind?«

»Keinen, lieber Onkel. Als eine unbegrenzte Dankbarkeit für die Wohltaten, mit denen uns Gott überschüttet.«

»Gut, meine Tochter«, antwortete der General erfreut, »ich höre dich gern so sprechen.«

»Es ist mir lieb, wenn ich dir eine Freude machen kann, lieber Onkel.«

»Also«, fuhr der General, seinen ersten Gedanken festhaltend, fort, »ermüdet dich das Leben, das wir jetzt führen, nicht?«

»Keineswegs, ich finde es im Gegenteil sehr angenehm«, sagte sie mit einem Lächeln, »und besonders reich an Abwechslung.«

»Ja«, sagte der General, die Heiterkeit seiner Nichte tei-

lend. »Aber«, fuhr er wieder ernsthaft fort, »mir scheint, dass wir unserer Befreier gar zu wenig gedenken.«

»Sie sind fort«, antwortete Donna Luz.

»Sie sind fort?«, sagte der General, zusammenfahrend.

»Schon seit einer Stunde.«

»Woher weißt du das, liebe Nichte?«

»Ganz einfach daher, weil sie, ehe sie fortgingen, Abschied von mir genommen haben.«

»Das ist nicht gut«, murmelte der General traurig mit leiser Stimme, »ein erwiesener Dienst verpflichtet den, der ihn leistet, ebenso wohl wie den, der ihn empfängt. Sie hätten uns nicht so verlassen sollen, ohne uns zu sagen, ob wir sie jemals wiedersehen werden oder uns nur ihre Namen zu nennen.«

»Ich weiß sie.«

»Du weißt sie, meine Tochter?«, sagte der General überrascht.

»Ja, Onkel, sie haben mir sie, ehe sie fortgingen, gesagt.«

»Und ... wie heißen sie?«, fragte der General lebhaft.

»Der Jüngere heißt Belhumeur.«

»Und der Ältere?«

»Treuherz.«

»Ich muss die beiden Männer wiederfinden«, sagte der General mit einer Rührung, die er sich selbst nicht erklären konnte.

»Wer weiß?«, antwortete das lange Mädchen nachdenklich, »vielleicht werden wir sie bei der ersten Gefahr, die uns wieder droht, wie zwei rettende Engel erscheinen sehen.«

»Gott gebe, dass wir ihre Rückkehr zu uns keiner solchen Veranlassung zu verdanken haben.«

Der Captain kam mit einem Morgengruß zu ihnen.

»Nun, Captain!«, sagte der General lächelnd, »haben sich Ihre Leute von ihrer Aufregung wieder erholt?«

»Vollkommen, General«, antwortete der junge Mann, »sie sind bereit, aufzubrechen, sobald Sie den Befehl dazu geben werden.«

»Nach dem Frühstück wollen wir das Lager abbrechen. Wollen Sie gefälligst den Lanceros die nötigen Befehle erteilen und Schwätzer zu mir schicken?«

Der Captain zog sich zurück.

»Du, liebe Nichte«, fuhr der General zu Donna Luz gewandt fort, »wirst so gut sein, die Vorbereitungen zum Frühstück zu übernehmen, während ich mit dem Führer spreche.«

Das junge Mädchen hüpfte davon.

Schwätzer erschien bald.

Er sah noch finsterer und verschlossener aus, als wie gewöhnlich.

Der General schien es nicht zu bemerken.

»Ihr wisst«, sagte er zu ihm, »dass ich gestern den Wunsch geäußert habe, einen sicheren Patz zu finden, wo meine Truppe während einiger Tage lagern könne?«

»Ja, General.«

»Ihr habt mir versichert, dass Euch ein Ort bekannt sei, der meinem Zweck vollkommen entsprechen würde.«

»Ja, General.«

»Seid Ihr bereit, mich dahin zu führen?«

»Wann Sie wollen.«

»Wie viel Zeit brauchen wir, um hinzukommen?«

»Zwei Tage.«

»Gut. Wir werden gleich nach dem Frühstück aufbre-

chen.«

Schwätzer verneigte sich, ohne zu antworten.

»Apropos«, sagte der General mit scheinbarer Gleichgültigkeit, »mir scheint, dass einer von Euren Leuten fehlt?«

»Ja.«

»Was ist aus ihm geworden.«

»Ich weiß nicht.«

»Wie, Ihr wisst es nicht?«, rief der General und warf einen forschenden Blick auf ihn.

»Nein. Sobald er die Feuersbrunst gesehen hat, ist er vor Schrecken davon gelaufen.«

»Nun?«

»Wahrscheinlich ist er ein Opfer seiner Feigheit geworden.«

»Wieso?«

»Das Feuer wird ihn verzehrt haben.«

»Der arme Teufel!«

Ein ironisches Lächeln flog über die Lippen des Führers.
»Weiter haben Sie mir nichts zu sagen, General?«

»Nein ... doch wartet!«

»Ich warte.«

»Sind Euch nicht die beiden Jäger bekannt, die uns in vergangener Nacht einen so großen Dienst geleistet haben?«

»Jedermann kennt sich untereinander in der Prarie.«

»Wer sind die Männer?«

»Jäger und Trapper.«

»Das ist es nicht, wonach ich frage.«

»Was denn sonst?«

»Ich meine ihre Moralität.«

»O!«, sagte der Führer und machte eine Bewegung.

»Ja.«

»Das weiß ich nicht.«

»Wie heißen sie?«

»Belhumeur und Treuherz.«

»Und Ihr wisst nichts von ihrem Leben?«

»Nichts ...«

»Es ist gut. Ihr könnt gehen.«

Der Führer verneigte sich und kehrte langsam zu seinen Gefährten zurück, die ihre Vorbereitungen zur Abreise trafen.

»Hm!«, murmelte der General, ihn mit den Augen folgend, »den Schlingel werde ich überwachen, sein Benehmen ist verdächtig.«

Nachdem er diese Worte für sich gesprochen hatte, ging der General in das Zelt zurück, wo ihn der Captain, der Doktor und Donna Luz zum Frühstück erwarteten.

Die Mahlzeit war kurz.

Kaum eine halbe Stunde später war das Zelt zusammengeschlagen, die Kisten auf die Maultiere geladen und die Karawane setzte unter der Führung Schwätzers, der als Späher zwanzig Schritt vorausging, ihre Reise fort.

Seit dem vergangenen Abend hatte sich das Aussehen der Prärie sehr verändert.

Die schwarze, verbrannte Erde, war stellenweise mit Haufen qualmender Asche bedeckt. Hier und da erhoben verkohlte Bäume ihre Trauer erregenden Skelette. In der Entfernung wütete die Feuersbrunst noch immer, und Wolken eines kupferfarbigen Rauches bedeckten den Horizont.

Die Pferde schritten auf dem unebenen Boden nur vorsichtig vorwärts, auf welchem sie über die Knochen der Tiere, die die verheerende Flamme erreicht und verzehrt hatte, stolpterten.

Eine düstere Trauer, welche durch den Anblick der lieblichen Landschaft, welche sich vor ihnen ausbreitete, noch erhöht wurde, hatte sich der Reisenden bemächtigt. Sie schritten in ihre Gedanken vertieft, ohne zu sprechen, nebeneinander her.

Der Weg, den die Karawane eingeschlagen hatte, zog sich in einer engen Schlucht hin, die wahrscheinlich das ausgetrocknete Bett irgendeines Baches war und tief zwischen zwei Hügeln lag.

Der Boden, den die Pferde betraten, bestand aus runden Kieselsteinen, die unter ihren Hufen fortrollten und die Schwierigkeiten des Weges noch erhöhten, den die glühenden Strahlen der Sonne, die senkrecht auf die Reisenden herabfielen, ohne dass sie sich dagegen hätten schützen können, beschwerlich genug machten, denn die Landstrecke, durch welche sie zogen, hatte vollkommen das Aussehen einer jener ungeheuren Wüsten angenommen, die man im Innern Afrikas trifft.

Der Tag verstrich, ohne dass, außer der Müdigkeit, die sie empfanden, irgendein Ereignis die Einförmigkeit der Reise unterbrochen hätte.

Am Abend lagerten sie in einer völlig kahlen Ebene, aber am Horizont zeigte sich etwas Grau, was ein großer Trost für sie war, denn sie konnten doch nun hoffen, dass sie in eine Gegend kommen würden, die vom Feuer verschont geblieben wäre.

Am andern Morgen gab Schwätzer zwei Stunden vor Sonnenaufgang das Zeichen zum Aufbruch.

Der Tag war noch ermüdender als der vorhergehende, und die Reisenden waren gänzlich erschöpft, als man das Lager aufschlug.

Schwätzer hatte den General nicht getäuscht, der Punkt war vortrefflich gewählt, um einen Angriff der Indianer zurückzuschlagen. Wir werden ihn nicht näher beschreiben, da ihn der Leser schon kennt. Es war der Ort, an welchem sich die Jäger befanden, als wir sie zuerst einführten.

Nachdem der General den unfehlbaren Blick des erfahrenen Kriegers um sich geworfen hatte, konnte er nicht umhin, seine Zufriedenheit auszusprechen.

»Bravo«, sagte er zu dem Führer, »haben wir auch beinahe unüberwindbare Hindernisse zu übersteigen gehabt, um hierher zu gelangen, so könnten wir doch zur Not dafür auch eine Belagerung hier aushalten.«

Der Führer antwortete nicht, sondern verbeugte sich mit einem zweideutigen Lächeln und zog sich zurück.

»Es ist sonderbar«, murmelte der General, »obwohl das Benehmen des Mannes scheinbar ein ehrliches ist, und ich ihm durchaus nichts vorzuwerfen weiß, so habe ich doch, ich weiß nicht warum, das Gefühl, als ob er uns hinterginge und irgendeinen teuflischen Plan gegen uns ausbrütet.«

Der General war ein alter, erfahrener Soldat, der sich in nichts auf den Zufall, diesen *Deus ex Machina*, der in einem Augenblick die weisesten Pläne vereitelt, verlassen mochte.

Trotz der Müdigkeit seiner Leute beschloss er doch, keine Minute Zeit zu verlieren. Mit der Hilfe des Captain ließ er eine Menge Bäume umhauen, um eine starke Barrikade von spanischen Reitern zu machen. Hinter diesen Palisaden hoben die Lanceros einen breiten Graben aus, häuften die Erde auf der Seite des Lagers an. Danach wurden hinter dieser zweiten Verschanzung die Ballen so übereinandergelegt, dass sie eine dritte und letzte Verschanzung bildeten.

Das Zelt wurde in der Mitte des Lagers aufgeschlagen. Man stellte die Posten auf, worauf sich jeder der Ruhe überließ, deren sie dringend bedurften.

Der General, der einige Zeit an dem Ort zu verweilen gedachte, wollte für die Sicherheit seiner Gefährten so viel wie möglich sorgen und glaubte, vermöge dieser umfassenden Vorsichtsmaßregeln, seinen Zweck erreicht zu haben.

Die Reisenden, die seit zwei Tagen unterwegs waren, und zwar auf abscheulichen Pfaden, wobei sie nur wenig schliefen und sich nur so lange aufhielten, als unumgänglich nötig war, um etwas Nahrung zu sich zu nehmen, waren, wie schon gesagt, vor Müdigkeit ganz erschöpft. Und es wurde den ausgestellten Posten daher, obgleich sie sich die größte Mühe gaben, unmöglich, sich wach zu erhalten, und sie sanken bald in einen tiefen Schlummer.

Gegen Mitternacht, als alle im Lager im tiefsten Schlaf lagen, stand ein Mann vorsichtig auf und kroch in der Dunkelheit mit der Behändigkeit einer Schlange und unglaublicher Behutsamkeit, durch die Barrikaden und Verschanzungen zum Lager hinaus.

Hierauf streckte er sich auf der Erde aus und bewegte sich ganz allmählich, sich mit den Händen und Füßen fortschiebend, durch das hohe Gras zu einem Wald hin, der den Vordergrund des Hügels bedeckte und sich weit in die Prärie zog.

Als er sich weit genug entfernt hatte, um sicher zu sein, nicht entdeckt zu werden, richtete er sich wieder auf.

Ein Mondstrahl, der durch die Wolken drang, beleuchtete sein Gesicht.

Der Mann war Schwätzer.

Er sah sich sorgfältig um, horchte und ahmte dann mit

unglaublicher Natürlichkeit das Bellen eines Präriehundes nach.

Unmittelbar darauf ertönte ein ähnliches Gebell und es erschien ein Mann, kaum zehn Schritt von Schwätzer entfernt.

Dieser Mann war der Führer, der sich vor drei Tagen, beim ersten Schein der Feuersbrunst, aus dem Lager geschlichen hatte.

Kapitel 11 - Der Handel

Die Indianer und Waldläufer haben zwei Sprachen, deren sie sich abwechselnd, je nach den Umständen bedienen.

Die Sprache der Worte und die Zeichensprache.

Die Zeichensprache hat so gut wie die gesprochene unendliche Verschiedenheiten in Amerika, denn, es hat sozusagen ein jeder seine eigene. Es ist eine seltsame Zusammenstellung geheimnisvoller Bewegungen, eine Art Freimaurersprache, deren Zeichen willkürlich abgeändert werden und nur wenigen Eingeweihten verständlich sind.

Schwätzer und sein Gefährte unterhielten sich durch Zeichen.

Diese sonderbare Unterhaltung dauerte beinahe eine Stunde. Sie schien die Beteiligten so lebhaft zu interessieren, dass sie trotz der großen Vorsicht, die sie angewendet hatten, um nicht überrascht zu werden, doch nicht bemerkten, wie ein Paar glühende Augen aus dem Dickicht hervorleuchteten und mit seltsamer Beharrlichkeit auf ihnen ruhten.

»Kurz«, sagte Schwätzer, der es wagte, einige Worte zu sprechen, »ich erwarte Eure Befehle.«

»Ihr werdet nicht lange darauf zu warten haben«, antwortete der andere.

»Ich verlasse mich auf dich, Kennedy, ich habe mein Versprechen erfüllt.«

»Schon gut, schon gut, es bedarf nicht so vieler Worte, um sich zu verstehen«, sagte Kennedy achselzuckend, »indessen hättest du sie an einen weniger festen Ort bringen können. Es wird nicht leicht sein, sie zu überfallen.«

»Das ist Eure Sache«, sagte Schwätzer mit einem boshafte Lächeln.

Sein Gefährte betrachtete ihn eine Weile aufmerksam.

»Hm!«, sagte er, »hüte dich, Compadre, es ist beinahe immer unklug, wenn man mit Männern wie wir ein falsches Spiel spielt.«

»Ich treibe kein falsches Spiel, aber wir kennen uns ja lange genug, nicht wahr, Kennedy?«

»Weiter!«

»Weiter? Nun, ich wünsche nicht, dass es mir dieses Mal wieder so geht, wie mir es schon ergangen ist, das ist alles!«

»Willst du zurücktreten oder möchtest du uns verraten?«

»Ich trete nicht zurück und habe keineswegs die Absicht, Euch zu verraten, aber ...«

»Aber?«, wiederholte der andere.

»Ich will Euch dieses Mal erst dann ausliefern, was ich versprochen habe, wenn meine Bedingungen unbedingt angenommen worden sind. Sonst will ich nicht ...«

»Nun, das ist wenigstens aufrichtig.«

»In Geschäften muss man ehrlich sein«, bemerkte Schwätzer kopfnickend.

»Das ist richtig, nun gut! So wiederhole mir deine Bedingungen. Ich werde dann sehen, ob wir sie annehmen können.«

»Wozu? Du bist nicht der Hauptanführer, nicht wahr?«

»Das ist wahr, indessen ...«

»Du kannst nichts dabei tun, es ist daher überflüssig. Ja, wenn Waktehno, - *der, welcher tötet* -da wäre, so würde dies etwas anderes sein. Mit dem würde ich mich gewiss bald verständigen.«

»So rede, denn er hört dich«, sagte eine starke, volle Stimme.

Es entstand eine Bewegung im Gebüsch, und der Mann, der bisher ein unsichtbarer Zeuge der Unterhaltung der beiden Männer gewesen war, fand wahrscheinlich, dass der Augenblick gekommen sei, daran teilzunehmen, denn er sprang mit einem Satz aus dem Gebüsch, das ihn verborgen hatte, heraus und stellte sich zwischen die beiden.

»Ei! Ei! Ihr belauscht uns, Captain Waktehno«, sagte Schwätzer mit gewohntem Gleichmut.

»Ist Euch das unlieb?«, fragte der neu Angekommene mit spöttischem Lächeln.

»Nicht im geringsten.«

»So fahrt fort, mein wacherer Freund, ich bin ganz Ohr.«

»Ja«, sagte der Führer, »es ist vielleicht besser so.«

»Sehr wohl, sprecht, ich höre.«

Der Mann, welchen Schwätzer mit dem furchtbaren indianischen Namen Waktehno bezeichnete, war ein reiner Weißer, höchstens dreißig Jahre alt, hochgewachsen und gut gebaut, von zierlicher Gestalt, der die malerische Kleidung eines Waldläufers mit einer gewissen Lässigkeit trug.

Seine Züge waren edel und scharf ausgeprägt und hatten

den ehrlichen, stolzen Ausdruck, den man bei Männern, die an das freie, beschwerliche Leben in der Prärie gewohnt sind, so häufig findet.

Er heftete seine großen, schwarzen, blitzenden Augen auf Schwätzer, ein geheimnisvolles Lächeln spielte um seine Lippen. Während er ihm zuhörte, lehnte er sich lässig auf seine Büchse.

»Wenn ich die Leute, die mich bezahlt haben, um sie zu geleiten und zu führen, in Eure Hände liefere, so will ich wenigstens dafür einen guten Gewinn haben«, sagte der Spitzbube.

»Das ist nicht mehr wie billig!«, bemerkte Kennedy, »und der Captain ist auch bereit, dir diesen Gewinn zu gewährleisten.«

»Ja«, sagte der andere und nickte bejahend mit dem Kopf.

»Ganz gut«, erwiderte der Führer, »aber wie hoch wird sich der Gewinn belaufen?«

»Was verlangt Ihr?«, fragte der Captain, »erst müssen wir doch Eure Bedingungen kennen, um zu wissen, ob wir sie annehmen können.«

»Ach! Meine Bedingungen sind sehr einfach.«

»So spricht!«

Der Führer zögerte, oder vielmehr er erwog bei sich, welchen Gewinn oder Verlust ihm die Sache bringen könne, und fuhr nach einer Weile fort: »Diese Mexikaner sind sehr reich?«

»Höchst wahrscheinlich«, sagte der Captain.

»So dünkte ich, dass ...«

»Sprecht ohne Umschweife, Schwätzer, wir haben keine Zeit, Eure Redensarten mit anzuhören. Wie bei allen Mischlingen ist auch bei Euch die indianische Natur die überwie-

gende, und Ihr könnt nicht einfach zur Sache kommen.«

»Nun!«, erwiderte der Führer barsch, »ich will fünftausend harte Piaster, oder der Handel gilt nicht.«

»Das lässt sich hören, das nenne ich wenigsten reden. Nun wissen wir doch, woran wir sind? Ihr wollt fünftausend Piaster?«

»Ja.«

»Und gegen diese Summe verpflichtet Ihr Euch, uns den General, seine Nichte und die Leute, die ihn begleiten, auszuliefern?«

»Auf Euer ersten Zeichen.«

»Sehr wohl. Jetzt hört, was ich Euch zu sagen habe.«

»Ich höre.«

»Ihr kennt mich, nicht wahr?«

»Vollkommen.«

»Ihr wisst, dass man sich auf mein Wort verlassen kann?«

»Es ist wie Gold.«

»Gut, wenn Ihr die Verpflichtungen, die Ihr freiwillig mir gegenüber eingeht, ehrlich erfüllt, nämlich wenn Ihr mir, ich sage nicht alle Mexikaner, die Eure Karawane bilden, die recht ehrenwerte Leute sein mögen, mir aber völlig gleichgültig sind, sondern nur das junge Mädchen, welche man, wie ich glaube, Donna Luz nennt, ausliefert, so gebe ich Euch nicht fünftausend Piaster, wie Ihr es verlangt, sondern achttausend. Ihr habt mich verstanden, nicht wahr?«

Die Augen des Führers blitzten vor Verlangen und Habgier. »Ja«, sagte er.

»Gut.«

»Aber es wird schwer sein, sie allein aus dem Lager herauszulocken.«

»Das ist Eure Sache.«

»Ich möchte sie Euch lieber alle zusammen ausliefern.«
»Zum Teufel! Was soll ich mit ihnen anfangen?«
»Hm! Was wird der General sagen?«
»Was ihm beliebt, das geht mich nichts an. Ja oder nein? Geht Ihr den Handel, den ich Euch vorschlage, ein?«
»Ich gehe ihn ein!«
»Ihr schwört, unsere Bedingungen zu erfüllen?«
»Ich schwöre es.«
»Jetzt sagt mir, wie lange der General in seinem neuen Lager zu bleiben gedenkt.«
»Zehn Tage.«
»Was schwätzt Ihr denn da, dass es schwer sei, das junge Mädchen herauszulocken, wenn Ihr so viel Zeit vor Euch habt?«
»Ja, ich konnte doch nicht wissen, wann Ihr verlangen würdet, dass sie Euch ausgeliefert werde.«
»Das ist wahr. Nun, ich gebe Euch neun Tage Zeit, das heißt, das junge Mädchen muss mir am Vorabend der Abreise übergeben werden.«
»Ja, auf die Art ...«
»So seid Ihr zufrieden?«
»Sehr zufrieden.«
»Es ist abgemacht?«
»Unwiderruflich.«
»Hier, Schwätzer«, sagte der Captain und übergab dem Führer eine kostbare Brillantnadel, die er in seinem Jagdhemd trug, »hier ist mein Draufgeld.«
»Ach!«, sagte der Räuber entzückt und bemächtigte sich eiligst der Nadel.
»Diese Nadel ist ein Geschenk, was ich Euch außer den achttausend Piastern mache, die ich Euch auszahlen werde,

wenn ich Donna Luz empfangen.«

»Ihr seid edel und großmütig, Captain«, sagte der Führer, »und man fühlt sich glücklich, Euch zu dienen.«

»Bedenkt aber auch«, fuhr der Captain mit rauher Stimme fort und heftete einen Blick so kalt wie eine Stahlklinge auf ihn, »dass man mich *den, der tötet* nennt, und dass, wenn Ihr mich hintergeht, Ihr in der ganzen Prärie keinen Ort finden würdet, der sicher und verborgen genug wäre, um Euch vor den schrecklichen Folgen meiner Rache zu schützen.«

»Ich weiß es, Captain«, antwortete der Mestizo und schauderte unwillkürlich, »aber Ihr könnt beruhigt sein, ich werde Euch nicht hintergehen.«

»Ich hoffe es! Nun wollen wir uns trennen, man könnte Eure Abwesenheit bemerken. In neun Tagen bin ich wieder hier.«

»In neun Tagen übergebe ich Euch das junge Mädchen.«

Nach diesen letzten Worten kehrte der Führer zum Lager zurück, welches er erreichte, ohne gesehen worden zu sein.

Sobald sie allein waren, begaben sich die beiden Männer, mit denen Schwätzer jenen seltsamen und schändlichen Handel geschlossen hatte, schweigend in das Gebüsch, hinter denen sie wie Schlangen fortkrochen. Bald erreichten sie das Ufer eines kleinen Baches, der ungesehen und unbekannt im Wald plätscherte. Kennedy piffte zwei verschiedene Male auf ganz besondere Weise.

Man hörte ein leises Geräusch, und ein Reiter, der zwei Pferde am Zügel führte, erschien wenige Schritte von der Stelle entfernt, wo sie stehen geblieben waren.

»Komm her, Frank«, sagte Kennedy, »du kannst dich ohne Furcht nähern.«

Der Reiter kam sofort heran.

»Was gibt es Neues?«, fragte Kennedy.

»Nichts besonders Wichtiges«, antwortete der Reiter, »ich habe eine indianische Fährte entdeckt.«

»So! So!«, sagte der Captain, »zahlreich?«

»Ziemlich.«

»In welcher Richtung?«

»Sie führt durch die Prärie von Ost nach West.«

»Gut, Frank, und was sind es für Indianer?«

»So wie ich es vermuten kann, sind es Comanchen.«

Der Captain überlegte einen Augenblick.

»Es wird wohl ein Trupp von Jägern sein«, sagte er.

»Höchst wahrscheinlich«, antwortete Frank.

Die beiden Männer schwangen sich in die Sättel.

»Frank und du, Kennedy«, sagte der Captain nach einer Weile, »begeht Euch zu der Büffelfurt und schlagt euer Lager in der Grotte auf, die sich dort befindet. Beobachtet sorgfältig die Bewegungen der Mexikaner. Doch tragt zugleich Sorge, dass man euch nicht entdeckt.«

»Seid unbesorgt, Captain.«

»Ich weiß wohl, dass ihr gewandte und treue Kameraden seid, und verlasse mich ganz auf euch. Überwacht auch Schwätzer, der Mestize flößt mir nur geringes Vertrauen ein.«

»Es soll geschehen«

»Nun, auf Wiedersehen, ihr werdet bald von mir hören.«

Trotz der Dunkelheit entfernten sich die drei Männer im Galopp und begaben sich in verschiedene Richtungen reitend in die Wildnis.

Kapitel 12 - Psychologie

Der General hatte über die Gründe, die ihn veranlassten, eine Reise in die westlichen Prärien der Vereinigten Staaten zu unternehmen, ein so tiefes Schweigen beobachtet, dass die Personen, die ihn begleiteten, sie nicht einmal vermuten konnten.

Schon mehrmals hatte die Karawane auf seinen Befehl und ohne sichtbaren Grund in ganz wüsten Gegenden lagern müssen, wo sie acht, zehn, ja sogar vierzehn Tage verweilten, ohne dass dieser Aufenthalt dem Anschein nach irgendeinen Grund gehabt hätte.

Während dieser Rasten ging der General jeden Morgen, von einem Führer gefolgt, aus, und kam erst am Abend wieder.

Was tat er während der langen Zeit seiner Abwesenheit?

Welchen Zweck hatten jene Forschungszüge, von denen er stets trauriger zurückkehrte?

Keiner wusste es.

Während dieser Ausflüge führte Donna Luz unter den rohen Leuten, die sie umgaben, ein sehr einförmiges Leben. Sie verbrachte ihre Zeit traurig genug vor ihrem Zelt sitzend, oder machte zu Pferde in Begleitung des Kapitäns Aguilar oder des dicken Doktors in der Nähe des Lagers zweck- und interessenlose Ausflüge.

Auch dieses Mal geschah es wie bei den früheren Ruhepunkten der Karawane.

Das junge Mädchen war von ihrem Onkel und sogar vom Doktor verlassen, der die Entdeckung seiner fantastischen Pflanze mit immer größerem Eifer betrieb, und jeden Morgen entschlossen ausrückte, um zu botanisieren. Sie muss-

ten sich mit der Gesellschaft des Kapitäns Aguilar begnügen.

Der Kapitän Aguilar war zwar, wie wir gestehen müssen, jung, elegant und verhältnismäßig nicht ohne Verstand, gab jedoch trotzdem für Donna Luz einen nur wenig unterhaltenden Gesellschafter ab.

Er war ein kühner Soldat, besaß einen Löwenmut, war dem General, dem er alles verdankte, treu ergeben und hatte eine große Anhänglichkeit und unbegrenzte Ehrfurcht für die Nichte seines Vorgefetzten. Er wachte sorgfältig über ihre Sicherheit, aber die Kunst, ihr durch Aufmerksamkeiten und jene süßen Plaudereien, die dem jungen Mädchen so sehr gefallen, die Zeit zu vertreiben, war ihm gänzlich unbekannt.

Dieses Mal langweilte sich Donna Luz nicht. Seit jener schrecklichen Feuersbrunst, wo Treuherz wie einer der Helden der Vorzeit, deren Geschichte und unglaubliche Taten sie so oft gelesen hatte, erschienen war, um sie und diejenigen, welche sie begleiteten, zu retten, war ein neues Gefühl, von welchem sie sich noch nicht Rechenschaft gegeben hatte, in dem Herzen des jungen Mädchens erwacht, was allmählich stärker wurde und sich in wenigen Tagen ihres ganzen Wesens bemächtigte.

Das Bild des Jägers stand von jenem glänzenden Schein umstrahlt, den eine unüberwindliche Kraft dem Mann gibt, der mit einer ungeheuren Gefahr ringt und sie zwingt, seine Überlegenheit anzuerkennen, stets vor ihr. Sie gefiel sich darin, in ihrem befangenen Geist alle die verschiedenen Wechselfälle jener Tragödie von einigen Stunden, in welcher der Jäger die Hauptrolle gespielt hatte, wieder durchzugehen.

Ihr Gedächtnis, das wie bei allen unschuldigen, jungen Mädchen sehr treu war, malte ihr mit unglaublicher Genauigkeit die kleinsten Einzelheiten jener herrlichen Szenen.

Kurz, sie setzte im Geist die Reihe von Begebenheiten wieder zusammen, bei denen der Jäger sich so plötzlich beteiligt hatte, und die er vermöge seines unbesiegbaren Mutes und seiner Geistesgegenwart auf eine so glückliche Weise für diejenigen, denen er in dem Augenblick, als sie jede Hoffnung aufgegeben, so unerwartet beigestanden hatte, löste.

Die schnelle Entfernung des Jägers, der die einfachsten Danksagungen verschmähte und an diejenigen, die er gerettet hatte, nicht mehr zu denken schien, hatte das junge Mädchen verletzt. Diese scheinbare oder wirkliche Gleichgültigkeit hatte sie unbeschreiblich unangenehm berührt. Daher suchte sie im Geist beständig nach einem Mittel, ihren Retter wegen seiner Gleichgültigkeit zur Reue zu zwingen, wenn der Zufall sie zum zweiten Mal zusammenführen sollte.

Es ist bekannt, obgleich es anfangs wie ein Widerspruch klingt, dass vom Hass oder mindestens von der Neugierde bis zur Liebe nur ein Schritt ist.

Donna Luz tat ihn eiligst, ohne sich dessen bewusst zu sein.

Donna Luz war, wie schon gesagt, in einem Kloster erzogen worden, an dessen Schwelle jedes weltliche Geräusch erstarb. Ihre Kindheit war unter den religiösen oder vielmehr abergläubischen Übungen, welche in Mexiko die Grundlage der Religion bilden, still und einförmig vergangen. Als ihr Onkel sie aus dem Kloster entfernte, um sie mit

auf die Reise durch die Prärien, welche er beabsichtigte, zu nehmen, waren die einfachsten Vorkommnisse des Lebens dem jungen Mädchen fremd, und sie hatte von dem Dasein der Außenwelt ebenso wenig eine Ahnung, wie der Blindgeborene von dem diamantenen Glanz der Sonnenstrahlen.

Diese Unwissenheit, die ihrem Onkel bei seinen Plänen sehr zustattenkam, war ein Stein des Anstoßes für das junge Mädchen, über welchen sie in jedem Augenblick unwillkürlich stolperte.

Aber dank der Sorgfalt, mit der der General das junge Mädchen umgab, waren die wenigen Wochen, die verstrichen, ehe sie von Mexiko abreisten, für sie nicht gar zu schwer geworden.

Hier müssen wir jedoch eines scheinbar geringfügigen Umstandes gedenken, der aber auf Donna Luz einen zu tiefen Eindruck machte, um ihn ganz zu übergehen.

Der General, der eifrig damit beschäftigt war, die Leute, die er zu seiner Expedition brauchte, zusammenzubringen, war aus diesem Grund genötigt, seine Nichte mehr zu vernachlässigen, als er dies wünschte.

Da er indessen befürchtete, dass das junge Mädchen sich allein mit einer alten Duenna in dem Palast in der Calle de los Plateros, welchen er bewohnte, langweilen möchte, so hatte er sie häufig des Abends zu einer Verwandten geschickt, die eine gewählte Gesellschaft empfing, und bei welcher seine Nichte ihre Zeit verhältnismäßig angenehm verlebte.

Eines Abends, wo die Gesellschaft zahlreicher als gewöhnlich gewesen war, hatte man sich viel später getrennt.

Donna Luz kehrte in Begleitung ihrer Duenna und eines Peon, der mit einer Fackel voranging, beim ersten Schlag

der elften Stunde, den die altertümliche Uhr im Kloster de la Merced verkündete, sich rechts und links scheu umsehend, nach ihrem Palast zurück. Sie hatten nur noch wenige Schritte zu gehen, als sie plötzlich, wie sie um die Ecke der Calle San-Agustin bogen, um in die de les Plateros zu gelangen, vier bis fünf verdächtig aussehende Männer, wie aus dem Boden gewachsen, erschienen und die beiden Damen umringten, nachdem sie vorher mit einem kräftigen Faustschlag die Fackel ausgelöscht hatten, welche der Peon trug.

Der Schrecken des jungen Mädchens bei dieser unerwarteten Erscheinung war unbeschreiblich.

Sie war so entsetzt, dass sie, unfähig, einen Schrei auszustößen, mit gefalteten Händen vor den Banditen auf die Knie sank.

Die Duenna hingegen stieß ein durchdringendes Geschrei aus.

Die mexikanischen Räuber, die alle gewandte Leute waren, hatten im Handumdrehen die Duenna zum Schweigen gebracht, indem sie sie mit ihrem Rebozo knebelten. Dann begannen sie mit der Ruhe, die diese würdigen Leute bei der Ausübung ihres Amtes zeigen, weil sie im Voraus von der Straflosigkeit überzeugt sind, die ihnen die Gerechtigkeit angedeihen lässt, wofür sie hingegen häufig mit ihr heilen, ihre Opfer zu berauben.

Das war bald geschehen, nicht nur dachten Letztere nicht daran, sich zur Wehr zu setzen, sondern sie entledigten sich sogar selbst in größter Eile der Sachen von Wert, die sie bei sich trugen und die die Räuber mit vergnügtem Grinsen einsteckten.

Doch als sie im besten Zuge waren, blitzte plötzlich ein

Säbel über ihren Köpfen, und zwei von den Räubern stürzten fluchend und vor Wut heulend, zu Boden, Die, welche noch standen, waren über diesen ungewohnten Angriff entrüstet, wollten ihre Kameraden rächen und warfen sich mit Wut auf den Angreifer. Aber dieser trat, ohne sich um ihre Überzahl zu kümmern, einen Schritt zurück, legte sich aus und setzte sich in Bereitschaft, sie gut zu empfangen. Zufällig beleuchtete der Mond sein Gesicht. Die Räuber wichen erschrocken zurück und steckten ihr Machetes wieder ein.

»Ei! Ei!«, sagte der Fremde, mit einem verächtlichen Lächeln, indem er vortrat. »Ihr habt mich erkannt, Burschen, bei Gott! Das tut mir leid, ich schickte mich an, Euch eine derbe Lehre zu geben, befolgt man so meine Befehle?«

Die Räuber standen stumm, zerknirscht, und wie es schien, reuevoll.

»Nun!«, fuhr der Fremde fort, »leert Eure Taschen, meine Herren Spitzbuben, und gebt den Damen zurück, was Ihr ihnen genommen habt!«

Die Räuber befreiten ohne Zeitverlust die geknebelte Duenna und erstatteten die reiche Beute, die sie einen Augenblick gehofft hatten, sich aneignen zu können, zurück. Donna Luz konnte sich von ihrem Erstaunen gar nicht erholen. Sie betrachtete den seltsamen Mann, der eine so große Gewalt über gesetz- und sittenlose Menschen hatte, mit stets wachsender Verwunderung.

»Haben Sie auch alles?«, sagte er, zu dem jungen Mädchen gewendet, »fehlt Ihnen nichts mehr, Señora?«

»Nichts, Herr«, antwortete sie, mehr tot als lebendig und ohne zu wissen, was sie sagte.

»Jetzt packt Euch, Schurken«, fuhr der Fremde fort, »ich

übernehme es, die Damen zu begleiten.«

Die Räuber ließen es sich nicht zwei Mal sagen, sie stoben davon, wie ein Flug Raben, und nahmen ihre Verwundeten mit sich.

»Erlauben Sie mir, Señorita«, sagte er mit der ausgesuchtesten Artigkeit, »Ihnen meinen Arm zu bieten, um Sie zu Ihrem Palast zu führen. Der Schrecken, den Sie eben gehabt, hat Ihren Gang unsicher gemacht.«

Das junge Mädchen legte schweigend und halb unbewusst ihren Arm in den ihr dargebotenen.

Sie gingen fort.

Als sie beim Palast angekommen waren, klopfte der Fremde an die Tür, zog den Hut und sagte: »Señorita, ich bin dem Zufall dankbar, der mir erlaubt hat, Ihnen einen geringen Dienst zu erweisen. Schon lange folge ich ungesehen Ihren Schritten. Gott hat mir einmal das Glück beschieden, Sie zu sprechen. Er wird es mir gewiss auch ein zweites Mal gewähren, obgleich Sie in wenig Tagen eine weite Reise antreten werden. Erlauben Sie mir daher, Ihnen kein Lebewohl, sondern auf Wiedersehen zu sagen.«

Nachdem er sich hierauf tief vor dem jungen Mädchen verbeugt hatte, entfernte er sich schnell.

Vierzehn Tage nach diesem sonderbaren Abenteuer, welches sie für gut befunden hatte, ihrem Onkel nicht mitzuteilen, verließ Donna Luz Mexiko, ohne den Unbekannten wiedergesehen zu haben.

Sie fand indessen am Vorabend ihrer Abreise, als sie ihr Schlafzimmer betrat, auf ihrem Betschemel ein vierfach zusammengelegtes Blatt. Dieses Blatt enthielt wenige Worte, von feiner, zierlicher Hand.

»Sie gehen, Donna Luz. Remembern Sie sich, dass ich Ihnen

Auf Wiedersehen gesagt habe.

Ihr Retter von der Calle de los Plateros.«

Diese merkwürdige Begegnung hatte die Fantasie des jungen Mädchens lange beschäftigt. Sie hatte sogar kurze Zeit geglaubt, dass Treuherz und ihr unbekannter Retter ein und dieselbe Person seien, doch hatte sie diesen Glauben bald aufgegeben. Welchen irgend wahrscheinlichen Grund hätte sie dafür gehabt? Warum sollte sich Treuherz, nachdem er sie gerettet hatte, so schleunig entfernt haben? Das wäre ja geschmacklos gewesen?

Während infolge einiger Konsequenzen oder Inkonsequenzen des menschlichen Geistes, wie man es nennen will, das Abenteuer in Mexiko in ihrer Erinnerung verblich, um so mehr trat das Bild Treuherz immer lebhafter vor ihre Seele.

Sie hätte den Jäger sehen, mit ihm sprechen mögen.

Warum?

Sie wusste es selbst nicht. Um ihn zu sehen, seine Stimme zu hören, sich in seinen sanften und zugleich stolzen Blick zu versenken, weiter nichts. So sind die jungen Mädchen alle.

Aber wie konnte sie ihn wiedersehen?

Hier zeigte sich ihr eine Unmöglichkeit, vor welcher das arme Kind mutlos den Kopf sinken ließ. Und dennoch regte sich in der Tiefe ihres Herzens die Hoffnung, vielleicht war sie ihr von der himmlischen Stimme zugeflüstert worden, die in ihren Liebesträumen zu den jungen Mädchen spricht, dass ihr Wunsch sich bald erfüllen werde.

Sie hoffte.

Auf was?

Auf irgendein unvorhergesehenes Ereignis, vielleicht auf

eine furchtbare Gefahr, die sie wieder zusammenführen würde.

Die wahre Liebe kann zuweilen zweifeln, aber sie verzweifelt nicht.

Vier Tage, nachdem das Lager auf dem Hügel aufgeschlagen worden war, lächelte das junge Mädchen still für sich, als sie sich in ihr Zelt zurückzog, indem sie ihren Onkel betrachtete, der sich nachdenklich anschickte, sich zur Ruhe zu begeben.

Donna Luz hatte endlich ein Mittel gefunden, Treuherz' Spur zu suchen.

Kapitel 13 - Die Bienenjagd

Die Sonne war kaum am Himmel erschienen, als der General, dessen Pferd gesattelt dastand, aus der von Rohr erbauten Hütte trat, die ihm als Schlafgemach diente, und sich anschickte, fortzureiten. In dem Augenblick, als er den Fuß in den Steigbügel setzte, hob eine kleine Hand den Vorhang des Zeltes auf, und Donna Luz erschien.

»Ei! Ei! Schon aufgestanden?«, sagte der General lächelnd, »desto besser, liebes Kind, so kann ich dich küssen, ehe ich mich auf den Weg mache. Das wird mir vielleicht Glück bringen«, fügte er, einen Seufzer erstickend, hinzu.

»Du wirst nicht so davonreiten, lieber Onkel«, antwortete sie und bot ihm ihre Stirn, auf welche er einen Kuss drückte.

»Warum das, Señorita?«, fragte er heiter.

»Weil ich etwas für dich bereitet habe und will, dass du es

genießt, ehe du aufsitzt. Du wirst es mir nicht abschlagen, nicht wahr, mein guter Onkel?«, sagte sie mit dem einschmeichelnden Lächeln, welches verzogenen Kindern eigen ist und das Herz der Greise erfreut.

»Gewiss nicht, liebes Kind, aber unter der Bedingung, dass das Frühstück, welches du mir so freundlich anbietest, nicht auf sich warten lässt, denn ich bin in Eile.«

»Ich bitte dich nur um wenige Minuten«, antwortete sie und kehrte in das Zelt zurück.

»Sei es um wenige Minuten«, sagte er, ihr folgend.

Das junge Mädchen klatschte vergnügt in die Hände. Das Frühstück stand im Augenblick bereit, und der General setzte sich mit seiner Nichte zu Tisch.

Das junge Mädchen bediente ihren Onkel und trug die größte Sorge, dass es ihm an nichts mangelte. Hierbei sah sie ihn zuweilen verlegen von der Seite an, und zwar auf so auffallende Weise, dass es der alte Soldat bemerkte.

»Heraus damit«, sagte er innehaltend. »Du hast eine Bitte an mich, Lucita. Du weißt ja, dass ich dir nie etwas abschlage.«

»Das ist wahr, Onkel. Aber dieses Mal fürchte ich, wird es schwer sein, dich dazu zu bewegen.«

»Ach was!, sagte der General vergnügt, »es ist wohl etwas recht Wichtiges?«

»Im Gegenteil, Onkel. Aber ich gestehe doch, dass ich fürchte, Du könntest es mir abschlagen.«

»Rede nur immer, mein Kind«, antwortete der alte Soldat, »sprich ohne Furcht. Wenn du mir gesagt haben wirst, um was es sich handelt, werde ich dir antworten.«

»Nun wohl, Onkel«, sagte das junge Mädchen errötend, indem es sich ein Herz fasste, »ich muss dir gestehen, dass

der Aufenthalt im Lager nicht besonders angenehm ist.«

»Das begreife ich sehr gut, mein Kind, was kann ich aber dagegen tun?«

»Alles!«

»Wieso?«

»Ja, siehst du, Onkel, wenn du da wärst, so hätte es nichts zu sagen, dann hätte ich dich bei mir.«

»Was du mir da sagst, ist sehr freundlich. Aber du weißt, dass, da ich jeden Morgen wegrente, ich nicht im Lager bleiben kann.«

»Ja, das ist es eben.«

»Allerdings!«

»Aber, wenn du nur wolltest, so wäre das leicht zu beseitigen.«

»Glaubst du?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Ich sehe nicht recht ein, auf welche Weise. Ich müsste dann bei dir bleiben, und das ist unmöglich.«

»Oh! Es gibt ein anderes Mittel, welches alles ausgleicht.«

»Wirklich!«

»Ja, lieber Onkel, und ein recht Einfaches noch dazu.«

»So! So! Und was ist das für ein Mittel, mein Herz?«

»Nicht wahr, du wirst mich nicht ausschelten, lieber Onkel?«

»Nährchen! Als ob ich dich jemals ausgescholten hätte!«

»Das ist wahr! Du bist so gut.«

»So rede denn, kleine Schmeichelkatze.«

»Also, lieber Onkel, das Mittel ...«

»Nun, das Mittel?«

»Ist, dass du mich jeden Morgen mit dir nimmst.«

»Oh! Oh!«, sagte der General und zog die Brauen zusammen.

men, »was verlangst du da, liebes Kind!«

»Nun, etwas sehr Natürliches, lieber Onkel, wie es mir scheint.«

Der General antwortete nicht, er sann nach. Das junge Mädchen beobachtete auf seinem Gesicht ängstlich die flüchtige Spur seiner Gedanken.

Nach einiger Zeit hob er den Kopf.

»Es wird am Ende das Beste sein«, murmelte er. Danach heftete er einen durchdringenden Blick auf das junge Mädchen und sagte: »Es würde dir also wohl viel Vergnügen machen, mich zu begleiten?«

»Ja, Onkel«, antwortete sie.

»So mache dich fertig, liebes Kind. Von nun an wirst du mich auf meinen Streifen begleiten.«

Das junge Mädchen sprang auf, umarmte ihren Onkel mit Wärme und gab Befehl, ihr Pferd zu satteln. Eine Viertelstunde später verließen Donna Luz und ihr Onkel mit zwei Lanzeros, unter der Führung Schwätzers, das Lager und die Gesellschaft ritt in den Wald hinein.

»Welche Richtung wollt Ihr heute einschlagen, General?«, fragte der Führer.

»Führt mich zu den Hütten der Trapper, von denen Ihr gestern sprach.«

Der Führer verneigte sich zum Zeichen des Gehorsams. Die kleine Truppe drang langsam und mit Mühe auf einem kaum gebahnten Pfad vorwärts. Die Pferde verwickelten sich bei jedem Schritt in die Lianen oder stolperten über Baumwurzeln, die aus der Erde hervorragten.

Donna Luz war glücklich. Vielleicht konnte sie auf diesen Streifzügen Treuherz begegnen.

Schwätzer, der einige Schritte voranging, stieß plötzlich

einen Schrei aus.

»Nun«, sagte der General, »Meister Schwätzer, was ficht Euch an, dass Ihr Euch entschließt, den Mund aufzumachen?«

»Bienen sind hier, Euer Gnaden.«

»Wieso Bienen! Gibt es denn Bienen hier?«

»Ja, erst seit Kurzem.«

»Was, seit Kurzem?«

»Ja. Ihr wisst, dass die Weißen die Bienen nach Amerika gebracht haben.«

»Das ist wahr. Wie geht es denn aber zu, dass man hier Bienen findet?«

»Ganz einfach: Die Bienen sind die Vorposten der Weißen. Je mehr die Weißen allmählich in das Innere vordringen, ziehen die Bienen voraus, um ihnen den Weg zu zeigen und ihnen die Stellen für ihre Ansiedlungen anzudeuten. Ihr Erscheinen in einer unbewohnten Gegend verkündigt immer die Ankunft einer Kolonie von Squatter.«

»Das ist merkwürdig«, murmelte der General, »und wisst Ihr das, was Ihr mir da sagt, gewiss?«

»Ja, ganz gewiss, Señor, es ist eine Tatsache, die alle Indianer kennen, und dass die sich nicht irren, könnt Ihr versichert sein, denn sobald sie die Bienen kommen sahen, ziehen sie sich zurück.«

»Das ist in der Tat sehr merkwürdig.«

»Dieser Honig muss gewiss sehr gut sein«, sagte Donna Luz.

»Ausgezeichnet, Señorita, und wenn Sie es wünschen, ist nichts leichter, als ihn zu erlangen.«

»So tut es«, sagte der General.

Der Führer, der seit einiger Zeit eine Lockspeise für die

Bienen auf das Gebüsch gelegt hatte, in welchem sein scharfes Auge deren einige hatte herumfliegen sehen, gab denen, die ihm folgten, ein Zeichen, ruhig stehen zu bleiben.

Die Bienen hatten sich auch wirklich über die Lockspeise hergemacht und beuteten sie gründlich aus. Als sie genug Vorrat eingesammelt hatten, stiegen sie sehr hoch in die Luft, dann flogen sie in gerader Richtung mit der Schnelligkeit einer Kugel davon.

Der Führer beobachtete genau die Richtung, die sie einschlugen, gab dem General ein Zeichen und er folgte in Gesellschaft der ganzen Gruppe ihrer Spur, indem er sich zwischen dem Gestrüpp, den ineinander geschlungenen Wurzeln und umgestürzten Bäumen einen Weg bahnte, wobei er immer die Augen gen Himmel gerichtet hielt.

Auf diese Weise verloren sie die beladenen Bienen nicht aus den Augen und sahen sie, nachdem sie ihnen eine Stunde lang gefolgt waren, in ihrem Stock ankamen, der sich im hohlen Stamm eines abgestorbenen Ebenholzbaumes befand. Sie drangen, nachdem sie eine Weile gesummt hatten, durch ein Loch, das sich mehr als achtzig Fuß über dem Boden befand, hinein.

Nun begann der Führer, nachdem er seine Begleiter angewiesen hatte, sich in ehrerbietiger Entfernung zu halten, um vor dem Sturz des fallenden Baumes und der Rache seiner Bewohner gesichert zu sein, den Fuß des Stammes mit kräftigen Axthieben anzugreifen.

Die Bienen schienen über die Beilhiebe keineswegs erschrocken zu sein. Sie fuhrten fort aus- und einzuschwärmen und sich ihrem Fleiß zu überlassen. Ein heftiges Krachen, welches das Abbrechen des Stammes verkündete,

konnte nicht einmal ihre Geschäftigkeit unterbrechen.

Endlich stürzte der Baum mit fürchterlichem Krach um und spaltete sich seiner ganzen Länge nach, wodurch die angehäuften Schätze der Gemeinde zutage kamen.

Der Führer fasste augenblicklich nach einem Bündel Heu, welches er in Bereitschaft gehalten hatte, und brannte es an, um sich vor den Bienen zu schützen.

Aber sie griffen niemanden an. Sie versuchten nicht, sich zu rächen. Die armen Tiere waren verblüfft, sie liefen und siegen nach allen Richtungen, um ihr zerstörtes Reich herum, ohne an etwas anderes zu denken, als zu versuchen, sich die Katastrophe zu erklären.

Nun machten sich der Führer und die Lanzeros ans Werk und holten mit Löffeln und Macheten den Honig heraus, um ihn in Schläuche zu füllen.

Ein Teil desselben war dunkelbraun und alt, ein anderer schön weiß, und der Zellenhonig war beinahe flüssig.

Während man sich beeilte, den besten Honig auszubeuten, kamen aus allen Himmelsgegenden Schwärme von Bienen herbei, die sich über die zerstörten Zellen hermachten und sich beluden, indessen die früheren Besitzer des Stockes stumm und entsetzt der Plünderung zusahen und nicht den geringsten Teil ihres Honigs zu retten suchten. Die Bestürzung der Bienen, die während der Katastrophe abwesend waren und allmählich mit ihrer Beute heimkehrten, ist nicht zu beschreiben. Sie beschrieben in der Luft Kreise, um die Stelle, wo der Stamm gestanden hatte, und wunderten sich, sie leer zu finden. Endlich schienen sie ihr Unglück zu begreifen und versammelten sich in Gesellschaften auf dem verdorrten Ast eines benachbarten Baumes, von wo aus sie den umgestürzten Stamm zu betrach-

ten und die Zerstörung ihres Reiches zu betrauern schienen.

Donna Luz wurde unwillkürlich von dem Kummer der armen Insekten gerührt.

»Jetzt bereue ich, dass ich gewünscht habe, Honig zu essen, meine Gelüste haben zu viele unglücklich gemacht.«

»Vorwärts, wir wollen ihnen den kleinen Rest lassen«, sagte der General lächelnd.

»Oh! Den wird das Gezücht bald aufgezehrt haben«, sagte der Führer achselzuckend.

»Was für Gezücht? Von welchem Gezücht redet Ihr?«, fragte der General.

»Oh, Waschbären, Opossums und besonders die Bären.«

»Die Bären?«, fragte Donna Luz.

»Ja! Señorita, das ist das geschickteste Gezücht von der Welt, um einen Baum mit Honig zu entdecken und ihn auszubeuten.«

»So lieben sie wohl den Honig?«, fragte das junge Mädchen neugierig.

»Sie sind ganz wie toll darauf, Señorita«, erwiderte der Führer, der aufzutauen schien, »stellen Sie sich vor, dass sie naschhaft sind, dass sie einen Baum wochenlang benagen, bis es ihnen gelingt, ein Loch zu machen, das groß genug ist, um ihre Tatzen hineinzustecken, worauf sie den Honig samt den Bienen davontragen, ohne sich die Mühe zu machen, beides voneinander zu trennen.

»Nun wollen wir unseren Ritt fortsetzen und zu den Trappern gehen.«

»Bei denen werden wir bald sein, Euer Gnaden«, antwortete der Führer, »dort, wenige Schritte von uns entfernt, fließt der Canadian. Die Trapper haben sich an seinen

Ufern niedergelassen.«

Die kleine Gesellschaft machte sich wieder auf den Weg.

Die Bienenjagd hatte dem jungen Mädchen unbewusst ein Gefühl von Traurigkeit hinterlassen, das sie nicht überwinden konnte. Die armen kleinen, sanften, fleißigen Tierchen, die um einer Laune willen zugrunde gerichtet worden waren, taten ihr leid und machten sie, ohne dass sie sich dessen bewusst war, nachdenklich.

Ihr Onkel bemerkte ihre Verstimmung.

»Was ist mit dir vorgegangen, liebes Kind«, sagte er zu ihr. »Du bist nicht mehr so heiter wie bei unserem Aufbruch. Woher kommt diese plötzliche Veränderung?«

»Lieber Onkel, bekümmere dich nicht deshalb. Ich bin wie alle jungen Mädchen ein wenig töricht und fantastisch. Die Jagd, von der ich mir so viel Vergnügen versprach, hat mir ein Gefühl der Traurigkeit hinterlassen, das ich nicht los werden kann.«

»Glückliches Kind«, murmelte der General, »das sich noch über eine so geringfügige Sache grämen kann. Gebe Gott, mein Herz, dass du noch lange so bleiben mögest, und dass dich nicht größere und tiefere Schmerzen treffen.«

»Bei dir, mein lieber Onkel, werde ich ja immer glücklich sein!«

»Wer weiß, liebes Kind, ob mir der Himmel noch lange vergönnen wird, über dich zu wachen.«

»Sprich nicht so, Onkel, hoffentlich werden wir noch viele Jahre zusammen verleben.«

Der General antwortete nur mit einem Seufzer.

»Findest du nicht, lieber Onkel«, fuhr das junge Mädchen fort, »dass der Anblick der großartigen und herrlichen Natur, die uns umgibt, etwas Ergreifendes hat, was die Ge-

danken veredelt, den Geist erhebt und den Menschen besser macht? Wie glücklich müssen diejenigen sein, die in dieser unermesslichen Wildnis leben!«

Der General blickte sie verwundert an. »Wie kamst du auf solche Gedanken, liebes Kind«, sagte er zu ihr.

»Ich weiß nicht, Onkel«, antwortete sie schüchtern, »ich bin nur ein einfältiges junges Mädchen, deren kurzes Leben bis jetzt sanft und friedlich an deiner Seite verfließen ist. Nun! Es gibt Augenblicke, wo ich mir vorstelle, dass es mich glücklich machen würde, in dieser ungeheuren Einöde zu leben.«

Der General, den die unbefangene Offenheit seiner Nichte überraschte und zugleich erfreute, schickte sich an, ihr zu antworten, als der Führer sich ihm plötzlich näherte, durch ein Zeichen Schweigen gebot und mit kaum vernehmbarer Stimme flüsterte:

»Ein Mann ...!«

Kapitel 14 - Der schwarze Hirsch

Alle blieben stehen.

In der Wildnis ist das Wort ein Mann beinahe immer gleichbedeutend mit einem Feind.

Der Mensch fürchtet in der Prärie seinesgleichen mehr als das grausamste Raubtier. Ein Mensch ist ein Konkurrent, ein unfreiwilliger Associé, der vermöge des Rechtes des Stärkeren mit dem Erstangekommenen teilt und ihm oft, um nicht zu sagen immer, die Früchte seines undankbaren Fleißes zu rauben sucht.

Daher begrüßen sich Weiße, Indianer oder Halbblut, wenn sie sich in der Prärie treffen, nicht anders als mit scharfem Blick, gespanntem Ohr und den Finger an dem Hahn ihres Gewehrs.

Bei dem Ausruf »Ein Mann!« hatten sich der General und die Lanzeros auf alle Fälle auf einen plötzlichen Überfall vorbereitet, indem sie ihre Flinten spannten und sich so gut wie möglich hinter den Büschen versteckten.

Fünzig Schritte vor ihnen stand ein Mann, der seine Flinte mit dem Kolben auf die Erde gestellt hatte und sich mit beiden Händen auf den hohen Lauf derselben stützte, während er sie aufmerksam betrachtete.

Es war ein hochgewachsener Mann, mit kräftigen Zügen und einem offenen, festen Blick.

Sein langes Haar war sorgfältig geordnet, geflochten und mit Otterfellen und bunten Bändern geschmückt.

Ein ledernes, verziertes Jagdhemd reichte ihm bis auf das Knie herab. Seine Beine wurden von sonderbar geformten Gamaschen, die mit Schnüren, Fransen und einer Anzahl Troddeln verziert waren, umschlossen. An den Füßen trug er sehr reiche, mit unechten Perlen gestickte Mokassins.

Von seinen Schultern hing eine scharlachrote Decke herab, die mit einem roten Gürtel, in welchem zwei Pistolen, ein Messer und eine indianische Pfeife steckten, um die Hüften befestigt war.

Seine Büchse war mit roter Farbe und kleinen Kupfernägeln sorgfältig verziert.

Einige Schritte von ihm entfernt graste sein Pferd.

Es war wie sein Herr auf das Fantastischste angeschirrt, mit Streifen und Punkten in roter Farbe bemalt, die Zügel und der Schwanzriemen mit unechten Perlen und Kokar-

den verziert, Kopf, Mähne und Schweif mit einer Menge von Adlerfedern, die im Winde wehten, geschmückt.

Beim Anblick dieses Mannes konnte der General einen Ausruf der Überraschung nicht unterdrücken. »Welchem Indianerstamm gehört dieser Mann an?«, fragte er den Führer.

»Keinem.«

»Wie, keinem?«

»Nein, es ist ein weißer Trapper.«

»Aber seine Kleidung?«

Der Führer zuckte die Achseln. »Wir sind in der Prärie«, sagte er.

»Das ist wahr«, murmelte der General.

Indessen hatte der Mann, den wir eben beschrieben haben, den das Zögern der kleinen Truppe, die vor ihm stand, wahrscheinlich langweilte, und der endlich erfahren wollte, was er von ihnen zu halten habe, entschlossen das Wort ergriffen.

»Heda«, sagte er auf Englisch, »wer zum Teufel seid Ihr denn, Ihr dort, und was habt Ihr hier zu suchen?«

»Caramba!«, antwortete der General, warf seine Flinte auf den Rücken und befahl seinen Begleitern ein Gleiches zu tun. »Wir sind Reisende, die ein langer Weg ermüdet hat, die Sonne scheint heiß, und wir bitten Euch um Erlaubnis, uns einige Augenblicke in Eurem Rancho ausruhen zu lassen.«

Diese Worte waren auf Spanisch gesprochen worden.

Der Trapper antwortete daher in derselben Sprache: »Tretet furchtlos näher, der Schwarze Hirsch ist ein guter Teufel, wenn man ihn nicht zu kränken sucht. Ihr könnt das Wenige, was ich besitze, mit mir teilen, und wohl bekom-

me es Euch!«

Bei dem Namen der Schwarze Hirsch konnte der Führer eine Bewegung des Schreckens nicht zurückhalten, er wollte sogar einige Worte sagen, aber er hatte keine Zeit dazu, denn der Jäger warf seine Flinte über den Rücken, schwang sich in den Sattel und ritt den Mexikanern entgegen, die er bald erreicht hatte.

»Mein Rancho ist nur wenige Schritte von hier entfernt«, sagte er zu dem General, »wenn die Señorita Lust hat, einen gut gewürzten Büffelbuckel zu kosten, so bin ich imstande, ihr einen solchen anzubieten.«

»Ich danke Euch, Caballero«, antwortete das junge Mädchen lächelnd, »aber ich gestehe offen, dass ich augenblicklich mehr der Ruhe als etwas anderes bedarf.«

»Alles zu seiner Zeit«, sagte der Trapper gravitatisch, »erlaubt mir, Euch auf kurze Zeit als Führer zu dienen.«

»Wir stehen zu Diensten«, sagte der General, »reitet voran, wir folgen Euch.«

»Wohlan, vorwärts«, sagte der Trapper und stellte sich an die Spitze der kleinen Gesellschaft. In diesem Augenblick fiel sein Blick zufällig auf den Führer. Er zog die dichten Brauen zusammen und murmelte zwischen den Zähnen: »Hm! Was soll das heißen? Wir werden sehen«, fügte er hinzu.

Hierauf gab er, ohne sich scheinbar weiter um den Mann zu bekümmern, und indem er sich stellte, als ob er ihn nicht erkannt habe, das Zeichen zum Aufbruch.

Nachdem sie einige Zeit schweigend am Rande eines ziemlich breiten Baches hingeschritten waren, machte der Trapper plötzlich einen Bogen und entfernte sich von diesem, indem er sich wieder in den Wald begab.

»Ich bitte um Entschuldigung, dass ich Euch den Umweg machen lasse, aber es gibt hier einen Biberteich und ich fürchte sie zu erschrecken.«

»Ach!«, sagte das junge Mädchen, »wie gern möchte ich die fleißigen Tiere arbeiten sehen!«

Der Trapper blieb stehen.

»Nichts leichter als das, Señorita«, sagte er, »wenn Sie mir folgen wollen, während Ihre Begleiter hier bleiben und auf Sie warten.«

»Ja! Ja!«, sagte Donna Luz eifrig, doch, sich besinnend, sagte sie plötzlich, »ach! Verzeih mir, guter Onkel.«

Der General warf einen Blick auf den Jäger. »Geh, mein Kind! Wir werden dich hier erwarten«, sagte er.

»Ich danke dir, Onkel«, sagte das junge Mädchen erfreut, und sprang vom Pferd.

»Ich stehe für sie«, sagte der Trapper treuherzig, »fürchten Sie nichts.«

»Ich fürchte nichts, wenn ich sie Euch anvertraue, mein Freund«, erwiderte der General.

»Vielen Dank«, sagte der Schwarze Hirsch, winkte Donna Luz und verschwand mit ihr hinter dem Gebüsch und den Bäumen.

Als sie eine Strecke weit gegangen waren, blieb der Trapper stehen. Nachdem er gehorcht und sich nach allen Seiten umgesehen hatte, beugte er sich zu dem jungen Mädchen herab, legte die Hand leicht auf ihren rechten Arm und sagte: »Hören Sie.«

Donna Luz blieb ängstlich und zitternd stehen.

Der Trapper bemerkte ihre Aufregung. »Fürchten Sie nichts«, erwiderte er, »ich bin ein ehrlicher Mann. Sie sind hier in der Wildnis allein mit mir eben so sicher, als wenn

Sie im Dom in Mexiko vor dem Hauptaltar ständen.«

Das junge Mädchen warf einen verstohlenen Blick auf den Trapper. Trotz seiner sonderbaren Kleidung hatte sein Gesicht einen so offenen Ausdruck, sein Blick war so sanft und mild, als er ihn auf sie richtete, dass sie ganz beruhigt wurde.

»Reden Sie«, sagte sie.

Sie gehören, wie ich jetzt sehe, zu der Gesellschaft Fremder, die seit einigen Tagen die Prärie nach allen Richtungen durchstreifen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Es befindet sich eine Art von Narr bei Ihnen, der eine blaue Brille und eine blonde Perücke trägt, und der sich, ich weiß nicht, warum, die Zeit damit vertreibt, Gräser und Steine zu sammeln, anstatt wie ein braver Jäger einen Biber zu fangen oder einen Hirsch zu erlegen.«

»Ich kenne den Mann, von dem Sie sprechen, er gehört allerdings zu unserer Gesellschaft, es ist ein sehr gelehrter Arzt!«

»Ich weiß es, er hat es mir gesagt. Er kommt oft hierher und wir sind gute Freunde. Mithilfe eines Pulvers, das er mir gegeben hat, bin ich ein Fieber los geworden, das mich seit zwei Monaten plagte und nicht weichen wollte.«

»Das freut mich.«

»Ich möchte etwas für Sie tun, um diese Gefälligkeit zu erwidern.«

»Dank, mein Freund, aber ich weiß nicht recht, was Sie mir nützen könnten, außer dass Sie mir die Biber zeigen.«

Der Trapper schüttelte den Kopf.

»Vielleicht noch etwas anderes, und das vielleicht eher, als Sie denken. Hören Sie mich aufmerksam an, Señorita,

ich bin nur ein armer Mann, doch hier in der Prärie wissen wir manches, was uns Gott offenbart, weil wir allein mit ihm leben. Ich will Ihnen einen guten Rat geben. Der Mann, der Ihnen als Führer dient, ist ein durchtriebener Schurke. Er ist als solcher in allen Prärien des Westens bekannt. Ich müsste mich sehr irren, wenn er Sie nicht in irgendeine Falle lockte. Es fehlt nicht an Schuften hier, mit denen er sich verständigen kann, um Sie zu verderben oder wenigstens zu berauben.«

»Wissen Sie das gewiss?«, rief das junge Mädchen aus, die von den Worten, die so merkwürdig mit dem, was ihr Treuherz gesagt hatte, übereinstimmen, erschreckt wurde.

»Ich bin so fest davon überzeugt, wie ein Mensch etwas behaupten kann, wofür er keine Beweise hat, das heißt, man darf, dem früheren Leben Schwätzers nach zu schließen, alles Mögliche von ihm erwarten. Glauben Sie mir, wenn er Sie noch nicht verraten hat, so wird er es demnächst tun.«

»Mein Gott! Ich will meinen Onkel warnen.«

»Hüten Sie sich wohl, das zu tun, damit würden Sie alles verderben! Die Leute, mit denen sich Ihr Führer verständigt hat, oder, wenn es noch nicht geschehen ist, sich in Kürze verständigen wird, sind zahlreich, unerschrocken und kennen die Prärie genau.«

»Was ist denn zu tun?«, fragte das junge Mädchen angstvoll.

»Nichts. Warten und ohne es bemerken zu lassen, alle Bewegungen Ihres Führers überwachen.«

»Aber ...«

»Sie begreifen wohl«, fiel ihr der Trapper in das Wort, »dass, wenn ich Sie bitte, ihm zu misstrauen, dies nicht ge-

schiebt, um Sie, wenn der Augenblick gekommen sein wird, in der Verlegenheit zu lassen.«

»Das glaube ich.«

»Also, hören Sie, was Sie zu tun haben. Sobald Sie die Gewissheit haben, dass Sie Ihr Führer verrät, so schicken Sie mir Ihren alten närrischen Doktor. Auf den können Sie sich doch verlassen, nicht wahr?«

»Ganz und gar.«

»Gut. Also, wie gesagt, dann schicken Sie ihn mir und tragen ihm nur auf mir zu sagen: ›Schwarzer Hirsch‹. Der Schwarze Hirsch, das bin ich.«

»Ich weiß es, Sie haben es uns gesagt.«

»Gut, er soll mir also sagen: ›Schwarzer Hirsch, die Stunde schlägt!‹ - Nichts weiter. Sie werden sich die Worte merken?«

»Ganz gewiss, ich sehe nur nicht ein, was uns das helfen soll.«

Der Trapper lächelte geheimnisvoll.

»Hm!«, sagte er nach einer Weile, »mit den paar Worten können Sie fünfzig der entschlossensten Männer in der Prärie herbeirufen. Männer, die sich auf ein Zeichen ihres Anführers werden umbringen lassen und Sie aus den Händen derjenigen befreien, die sich Ihrer bemächtigt haben werden, wenn das, was ich vermute, geschieht.«

Es folgte ein kurzes Schweigen. Donna Luz schien nachzudenken.

Der Trapper lächelte. »Wundern Sie sich nicht über die lebhafteste Teilnahme, die ich Ihnen beweise«, sagte er. »Ein Mann, der unbedingt über mich gebieten darf, hat mich schwören lassen, dass ich während seiner gezwungenen Abwesenheit über Sie wachen will.«

»Was meinen Sie?«, fragte sie neugierig, »und wer ist dieser Mann?«

»Dieser Mann ist ein Jäger, der über alle weißen Trapper der Prärie gebietet. Da er wusste, dass Schwätzer Ihr Führer ist, hat er vermutet, dass der Mestize Sie möglicherweise in eine Falle locken könne.«

»Aber der Name des Mannes«, rief sie mit angstvoller Stimme.

»Treuherz, werden Sie mir nun vertrauen?«

»Tausend Dank, mein Freund«, antwortete das junge Mädchen mit Wärme, »ich werde Ihre Worte nicht vergessen, und eintretenden Falles, wenn es unglücklicherweise nötig sein sollte, werde ich nicht unterlassen, Sie an Ihr Versprechen zu erinnern.«

»Daran werden Sie wohl tun, Señorita, denn es wird Ihre einzige Rettung sein. Also, Sie haben mich verstanden, nun ist es gut, und behalten Sie unsere Unterredung für sich. Geben Sie sich ganz besonders nicht das Ansehen, als ob wir uns verständigt hätten, denn der verteufelte Mestize ist schlau wie ein Biber. Wenn er etwas merkte, so würde er Ihnen entwischen wie eine Natter.«

»Seien Sie unbesorgt, ich werde schweigen.«

»Nun wollen wir unseren Weg zum Bieberteich weiter fortsetzen. Treuherz wacht über Sie.«

»Er hat uns schon beim Präriebrand das Leben gerettet«, sagte sie mit Wärme.

»Aha!«, murmelte der Trapper und sah sie mit einem sonderbaren Blick an, »dann ist alles gut.« Hierauf fügte er laut hinzu: »Fürchten Sie sich nicht, Señorita. Wenn Sie meinen Rat pünktlich befolgen, so wird Ihnen in der Prärie nichts zustoßen, welche Verräterei man auch an Ihnen begehen

mag.«

»Ach!«, rief sie begeistert, »ich werde nicht säumen, Sie in der Stunde der Gefahr zu rufen, das schwöre ich Ihnen.«

»Das ist also abgemacht«, sagte der Schwarze Hirsch lächelnd, »nun wollen wir uns die Biber ansehen.«

Sie traten ihren Weg wieder an und befanden sich nach wenigen Minuten am Rand des Waldes.

Dort blieb der Trapper stehen und gab dem jungen Mädchen ein Zeichen, sich nicht zu rühren. Dann sagte er, indem er sich zu ihr wendete: »Sehen Sie.«

Kapitel 15 - Die Biber

Das junge Mädchen bog die Zweige der Weiden zurück, beugte den Kopf vor und sah hin.

Die Biber hatten durch ihren Fleiß nicht nur den Lauf des Flusses, sondern auch aller Bäche, die sich in ihn ergossen, gehemmt und dadurch das benachbarte Erdreich in einen großen Sumpf verwandelt.

Ein einziger Biber arbeitete an der Hauptschleuse. Aber bald erschienen fünf andere, die Stücken Holz, Schlamm und Gestrüpp herbeischleppten. Hierauf wandten sie sich alle einem Teil des Dammes zu, der, wie das junge Mädchen bemerkte, der Ausbesserung bedurfte. Sie legten ihre Last auf den beschädigten Teil und tauchten ins Wasser, aber nur um augenblicklich wieder an der Oberfläche zu erscheinen.

Jeder von ihnen war mit einer Masse Schlamm beladen, dessen sie sich als Mörtel bedienten, um die Stücken Holz

und das Gestrüpp zu verbinden und zu befestigen. Sie kamen wieder mit Holz und Schlamm; kurz, diese Maurerarbeit wurde so lange fortgesetzt, bis die Lücke verschwunden war.

Als alles in Ordnung war, gönnten sich die betriebsamen Tiere einen Augenblick der Erholung, jagten sich im Teiche tauchten unter oder spielten auf der Oberfläche, wobei sie schallend mit den Schwänzen auf das Wasser schlugen.

Donna Luz betrachtete das merkwürdige Schauspiel mit immer wachsendem Interesse. Sie hätte den sonderbaren Tieren den ganzen Tag zusehen können.

Indessen sich die Ersteren auf diese Weise unterhielten, erschienen noch zwei Mitglieder der Gemeinde. Sie betrachteten die Spiele ihrer Gefährten eine Zeit lang sehr ernsthaft, ohne Miene zu machen, daran teilzunehmen. Dann krochen sie am Ufer hinauf, unweit der Stelle, wo der Trapper und das junge Mädchen auf der Lauer lagen, setzten sich auf die Hinterpfoten, stützten die Vorderpfoten auf eine junge Tanne und fingen an die Rinde derselben abzunagen. Zuweilen trennten sie ein Stückchen los, welches sie, immer sitzend, zwischen den Pfoten hielten. Sie nagten daran mit Gebärden und Bewegungen, die denen der Affen, wenn sie eine Nuss schälen, ziemlich ähnlich waren.

Die Biber hatten unverkennbar die Absicht, den Baum durchzunagen, und arbeiteten sehr eifrig daran. Es war eine junge Tanne, die an der Stelle, wo sie diese angegriffen hatten, ungefähr achtzehn Zoll im Durchmesser hatte. Sie war kerzengerade und ziemlich hoch. Es würde ihnen unzweifelhaft in kurzer Zeit gelungen sein, sie zu fällen, aber der General, den die lange Abwesenheit seiner Nichte beunruhigte, entschloss sich, sie aufzusuchen. Die Biber von

den Tritten der Pferde erschreckt, tauchten unter und waren plötzlich verschwunden.

Der General machte seiner Nichte über ihre lange Abwesenheit leichte Vorwürfe. Doch das junge Mädchen achtete in ihrem Entzücken über das, was sie gesehen hatte, nicht darauf und nahm sich vor, später noch einmal ungesehen Zeuge von den Arbeiten der Biber zu sein.

Die kleine Gesellschaft schlug unter der Führung des Trappers den Weg zum Rancho ein, in welchem er ihnen Schutz gegen die glühenden Strahlen der, in der Mitte ihrer Bahn stehenden Sonne, angeboten hatte.

Donna Luz, deren Neugierde durch das interessante Schauspiel, welches sie gehabt hatte, in hohem Grade geweckt worden war, entschädigte sich für die unzeitige Unterbrechung ihres Onkels dadurch, dass sie sich von dem Schwarzen Hirsch die Sitten der Biber und die Art, wie sie gejagt werden, ausführlich erzählen ließ.

Der Trapper liebte es, wie alle Menschen, die einsam leben, wenn sich eine Gelegenheit dazu fand, sich für das Schweigen, zu welchem er fast fortwährend gezwungen wurde, zu entschädigen, und ließ sich nicht lange bitten.

»Ja! Ja! Señorita«, sagte er, »die Rothäute sagen, dass der Biber ein Mensch sei, der nicht rede, und Sie haben recht. Er ist klug, vorsichtig, tapfer, betriebsam und sparsam. Daher macht sich vor Beginn des Winters die ganze Familie ans Werk, um Vorräte einzusammeln; alt und jung, alles arbeitet.

Oft machen sie weite Reisen, um eine Lieblingsrinde aufzufinden. Zuweilen fällen sie ziemlich starke Bäume und brechen die Äste los, deren Rinde mehr nach ihrem Geschmack ist. Sie zerteilen sie in Stücke von ungefähr drei

Fuß Länge, tragen sie zum Wasser und lassen sie zu ihrem Bau treiben, wo sie aufgespeichert werden. Ihre Wohnungen sind reinlich und bequem. Nach beendeter Mahlzeit werden die Stücken Holz, von denen sie die Rinde abgenagt haben, jenseits der Schleuse in die Strömung des Baches geworfen. Niemals gestatten sie einem fremden Biber, sich bei ihnen niederzulassen, und oft kämpfen sie mit großer Erbitterung für die Freiheit ihres Besitztums.«

»Das ist höchst merkwürdig«, sagte das junge Mädchen.

»Ja, das ist aber noch lange nicht alles«, fuhr der Trapper fort. »Im Frühjahr, welches die Zeit ist, wo sie sich haaren, lässt das Männchen das Weibchen zu Hause und macht, wie ein vornehmer Herr, eine Vergnügungsreise, wobei es sich oft weit entfernt, in den klaren Gewässern, die er findet, spielt, und an das Ufer klettert, um die zarten Zweige der jungen Pappeln oder Weiden zu benagen. Wenn aber der Sommer kommt, gibt er das Junggesellenleben auf und kehrt, eingedenk seiner Pflichten als Familienvater, zu seiner Gefährtin und seiner neuen Nachkommenschaft zurück, die er mit sich nimmt, um Vorräte für den Winter einzusammeln.«

»Man muss gestehen«, bemerkte der General, »dass es eines der merkwürdigsten Tiere der Schöpfung ist.«

»Ja«, bekräftigte Donna Luz, »und ich begreife nicht, wie man sich entschließen kann, es wie ein schädliches Tier hartnäckig zu verfolgen.«

»Das ist einmal nicht anders, Señorita«, antwortete der Trapper mit philosophischer Ruhe, »alle Tiere sind zum Besten des Menschen beschaffen und ganz besonders, dessen Fell so kostbar ist.«

»Das ist wahr«, sagte der General. »Aber«, setzte er hinzu,

»wie jagen sie ihn denn? Es sind nicht alle Biber so zutraulich, wie diese. Viele verstecken ihren Bau sehr sorgfältig.«

»Ja«, antwortete der Schwarze Hirsch, »aber die Übung hat dem erfahrenen Trapper einen so sicheren Blick verliehen, dass er an dem leisesten Zeichen die Spur eines Bibers entdeckt. Und wenn der Bau durch dichtes Gebüsch und überhängende Weiden auch noch so sehr versteckt wird, so kann er doch nur selten nicht genau die Zahl der Bewohner erraten. Er legt dann seine Falle, stellt sie am Ufer ein oder zwei bis drei Zoll unter der Oberfläche des Wassers auf und befestigt sie mit einer Kette an einen mit Gewalt in den Sand oder Schlamm eingeschlagenen Pfahl. Dann wird ein kleiner Zweig geschält und in die Medizin, die wir die Lockspeise nennen, derer wir uns bedienen, getaucht. Dieser Zweig wird so angebracht, dass er drei bis vier Zoll aus dem Wasser ragt, während das Ende desselben in der Öffnung der Falle befestigt ist. Der Biber, der einen äußerst feinen Geruch besitzt, wird durch die Lockspeise bald angezogen. Sobald er die Schnauze ausstreckt, um ihn zu fassen, fängt sich sein Bein in der Falle. Erschrocken taucht er unter. Die an seinem Bein befindliche Falle widersteht allen seinen Anstrengungen, er kämpft noch einige Zeit, bis er endlich erschöpft unter das Wasser sinkt und ersäuft. Auf diese Weise, Señorita, werden die Biber gewöhnlich gefangen. Aber auf felsigem Grund, wo es unmöglich ist, einen Pfahl zu befestigen, um die Falle zu halten, müssen wir oft lange suchen, weit schwimmen, um die gefangenen Biber zu finden. Es kommt auch vor, dass, wenn mehrere Glieder einer Familie gefangen worden sind, die anderen misstrauisch werden. So schlau wir es dann auch anfangen, ist es doch unmöglich, sie mit der Lockspeise heranzuziehen. Sie

nähern sich den Fallen vorsichtig, schlugen die Feder mit einem Stock ab und stürzen die Fallen sogar um, schlugen sie unter ihre Wehr und vergraben sie im Schlamm.«

»Was tun Sie dann?«, fragte das junge Mädchen.

»Dann«, antwortete der Schwarze Hirsch, »können wir nur das eine tun, unsere Fallen auf den Rücken laden, bekennen, dass uns die Biber besiegt haben und weitergehen, um weniger Erfahrene zu suchen. Aber da ist mein Rancho.«

In diesem Augenblick gelaugten die Reisenden zu einer elenden Hütte, die aus ineinander geflochtenen Zweigen gemacht war und kaum Schutz gegen die Strahlen der Sonne bot. Sie glich, was die Nachlässigkeit anbetraf, denen aller anderen Trapper in den Prärien, welche diejenigen Menschen sind, die sich am Wenigsten um die Bequemlichkeiten des Lebens kümmern.

Aber sie wurde, wie sie eben war, von dem Schwarzen Hirsch den Fremden auf das Freundlichste angeboten.

Vor der Tür kauerte ein zweiter Trapper und war damit beschäftigt, das Stück Bisonbuckel, welches der Schwarze Hirsch seinen Gästen angeboten hatte, am Feuer zu überwachen.

Dieser Mann, dessen Kleidung der des Schwarzen Hirsches in allen Stücken vollkommen gleich war, mochte ungefähr vierzig Jahre alt sein. Aber zahllose Beschwerden und Entbehnungen seines mühseligen Berufs hatten ein verworrenes Netz über sein Gesicht gezogen, das ihn viel älter erscheinen ließ.

Es gibt in der Tat auf der Welt kein gefährlicheres, mühseliges und weniger einträgliches Gewerbe als das eines Trappers. Die armen Menschen werden oft teils durch die

Indianer, teils durch die Jäger, um ihre sauer erworbenen Gewinn gebracht, skalpiert und umgebracht, ohne dass sich jemand darum bekümmert, was aus ihnen geworden ist.

»Nehmen Sie Platz, Señorita und Ihr, meine Herren«, sagte der Schwarze Hirsch artig, »so klein meine Hütte auch ist, bietet sie doch Raum genug für alle.«

Die Reisenden nahmen das Anerbieten freudig an, stiegen ab und lagen bald behaglich auf dem von trockenen Blättern, Bären-, Bison- und Hirschfellen bereiteten Lager ausgestreckt.

Die Mahlzeit, eine echte Jägermahlzeit, wurde durch einige Becher eines vortrefflichen Mezcal gewürzt, den der General auf seinen Streifzügen stets bei sich führte und den die Trapper nach Verdienst würdigten.

Während Donna Luz, der Führer und die Lanceros eine kurze Siesta hielten, um das Abnehmen der Hitze abzuwarten, bat der General den Schwarzen Hirsch, ihm zu folgen und verließ die Hütte mit ihm.

Als sie sich in genügender Entfernung befanden, setzte sich der General am Fuß eines Ebenholzbaumes nieder und bat seinen Führer, diesem Beispiel zu folgen, was dieser auch augenblicklich tat.

Nach einer kurzen Pause ergriff der General das Wort.

»Mein Freund«, sagte er, »erlaubt mir zuvor, Euch für Eure Gastfreundschaft zu danken. Und nun ich diese Pflicht erfüllt habe, möchte ich Euch einige Fragen vorlegen.«

»Caballeros«, antwortete der Trapper ausweichend, »Ihr wisst, was die Rothäute sagen: Rauche nach jedem Satz deine Kalumet, um deine Worte wohl abzuwägen.«

»Ihr sprecht wie ein verständiger Mann, aber beruhigt Euch, es ist keineswegs meine Absicht, Euch über Euer Gewerbe oder über sonst etwas, was Euch persönlich betrifft, auszufragen.«

»Wenn ich Euch antworten kann, Caballeros, seid versichert, dass ich es ohne Zaudern tun werde.«

»Ich danke Euch, mein Freund, das habe ich von Euch erwartet. Seit wie langer Zeit lebt Ihr in der Prärie?«

»Schon seit zehn Jahren, Señor, und Gott gebe, dass ich noch einmal so lange in derselben lebe.«

»Das Leben hier gefällt Euch also?«

»Mehr als ich sagen kann. Man muss es, wie ich, beinahe als Kind begonnen, alle Mühen, Entbehungen und Zufälle desselben überstanden haben, um den entzückenden Reiz, den es hat, die himmlischen Freuden, die es bietet, und die unbekannte Wollust, in die es uns versetzt, zu begreifen. Ja, Caballeros, die schönste und größte Stadt des alten Europa ist sehr klein, - sehr schmutzig und ärmlich gegen die Wildnis. Euer eingezwängtes, geregeltes und gezwungenes Lieben ist sehr armselig gegen das unsere. Nur hier atmet man die Luft mit vollen Zügen, nur hier lebt und denkt man. Die Zivilisation drückt den Menschen beinahe auf gleiche Stufe mit dem Tier herunter und lässt ihm keinen anderen Instinkt als den, der ihm zur Erreichung seiner kleinlichen Interessen nötig ist. Indessen in der Prärie, mitten in der Wildnis, im Angesicht Gottes sich seine Gedanken erweitern, seine Seele erhebt und er wirklich zu dem wird, wozu ihn der Schöpfer bestimmt hat, zum Herrscher der Schöpfung.«

Der Trapper hatte sich, indem er so sprach, sozusagen, verwandelt, seine Züge trugen einen begeisterten Aus-

druck, seine Augen schossen Blitze und seine Bewegungen hatten den Adel, den ihnen die Begeisterung verleiht.

Der General seufzte tief. Eine flüchtige Träne floss in seinen grauen Bart.

»Es ist wahr«, sagte er traurig, »dieses Leben hat einen eigentümlichen Reiz, für den, der es genossen hat, und fesselt ihn mit unauflöslichen Banden. Wo wart Ihr zuletzt, ehe Ihr in die Prärien kamt?«

»Ich kam von Quebec, Señor, ich bin ein Kanadier.«

»Aha!«

Hier entstand eine Pause.

Der General unterbrach sie zuerst.

»Befinden sich nicht auch Mexikaner unter Euren Gefährten?«, sagte er.

»Mehrere.«

»Ich wünschte etwas Näheres von denselben zu hören.«

»Ein Einziger könnte Ihnen Näheres mitteilen und er ist augenblicklich nicht hier.«

»Wie heißt er?«

»Treuherz.«

»Treuherz«, wiederholte der General, »wenn ich nicht irre, so kenne ich den Mann.«

»Wirklich?«

»Ach, mein Gott, wie unangenehm!.«

»Vielleicht wird es leichter sein, ihn zu treffen, als Ihr denkt, wenn Euch wirklich daran liegt, ihn zu sehen.«

»Es liegt mir unendlich viel daran.«

»Dann beruhigt Euch, Ihr werdet ihn bald sehen.«

»Wieso?«

»Nun, ganz einfach, Treuherz stellt seine Fallen neben mir auf. Ich überwache sie jetzt, aber er muss bald wieder-

kommen.«

»Das gebe Gott!«, sagte der General bewegt.

»Sobald er wiederkommt, werde ich Euch davon benachrichtigen, wenn Ihr bis dahin nicht Euer Lager verlassen habt.«

»Ihr wisst, wo meine Gesellschaft lagert?«

»Wir wissen alles in der Wildnis«, sagte der Trapper lächelnd.

»Ich nehme Euch das Versprechen ab.«

»Ihr habt mein Wort, Herr.«

»Ich danke Euch.«

In diesem Augenblick trat Donna Luz aus der Hütte. Der General gab dem Schwarzen Hirsch ein Zeichen des Schweigens und eilte zu ihr.

Die Reisenden stiegen wieder zu Pferde und schlugen, nachdem sie den Trappern für ihre herzliche Gastfreundschaft gedankt hatten, den Rückweg zum Lager ein.

Kapitel 16 - Verrat

Die Rückreise war traurig, der General hatte sich in Folge seiner Unterhaltung mit dem Trapper in ein tiefes Nachdenken versenkt. Donna Luz dachte an die Warnung, die an sie ergangen war. Der Führer, dem die Unterredungen des Schwarzen Hirsches mit dem General und dem jungen Mädchen aufgefallen waren, hatte eine geheime Ahnung, dass er sich in Acht zu nehmen habe. Nur die beiden Lanceros ritten gleichgültig vorwärts, denn sie wussten von dem Drama, das in ihrer Nähe spielte, nichts und dachten

nur an die Ruhe, welche ihrer nach ihrer Rückkehr im Lager harrte.

Schwätzer warf beständig ängstliche Blicke um sich und schien im Dickicht, durch welches die kleine Gesellschaft schweigend ritt, um nach Verbündeten zu suchen.

Der Tag neigte sich zu Ende, die Sonne war im Begriff unterzugehen und schon fingen die verborgenen Bewohner des Waldes an, von Zeit zu Zeit ein dumpfes Geheul zu erheben.

»Sind wir noch weit vom Lager?«, fragte der General plötzlich.

»Nein«, antwortete der Führer, »kaum eine Stunde.«

»Dann wollen wir eilen, ich möchte nicht, dass uns die Nacht im Wald überrascht.«

Die Gesellschaft setzte ihre Pferde in scharfen Trab und erreichte nach kaum einer halben Stunde die Schanzen des Lagers.

Der Captain Aguilar und der Doktor empfangen die Reisenden bei ihrer Ankunft.

Die Abendmahlzeit war fertig und harrte ihrer schon lange.

Man setzte sich zu Tisch.

Aber die Traurigkeit, die den General und seine Nichte seit einigen Stunden befallen hatte, schien eher zu- als abzunehmen. Die Mahlzeit wurde deshalb eilig und schweigend verzehrt. Als sie beendet war, trennte man sich, um sich nach der Anstrengung des Tages angeblich der Ruhe zu überlassen, in Wirklichkeit aber, um über die Ereignisse des Tages nachzudenken.

Der Führer seinerseits fühlte sich ebenso wenig behaglich. Ein Weiser sagt, dass ein schlechtes Gewissen die trübse-

ligste Gesellschaft sei, die man des Nachts haben könne. Schwätzer hatte das allerschlechtesten Gewissen und daher keine Lust zu schlafen. Er ging im Lager hin und her und suchte in seinem, vielleicht auch von Gewissensbissen gequälten Geist vergebens nach einem Mittel, um sich aus der Verlegenheit, in der er sich befand, zu ziehen. Umsonst strengte er seinen Scharfsinn an, es wollte ihm nichts einfallen, was seine Befürchtungen beseitigt hätte.

Die Nacht war inzwischen vollständig hereingebrochen, der Mond war verschwunden und über dem schweigenden Lager ruhte dichte Finsternis.

Alle Welt schlief oder schien zu schlafen, der Führer allein, der die erste Wache übernommen hatte, saß schlaflos auf einem Ballen. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt, starrte vor sich hin und verlor sich mehr und mehr in düstere Gedanken.

Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter und eine Stimme flüsterte nur ein Wort in sein Ohr: »Kennedy!«

Der Führer warf mit der Geistesgegenwart und der unerschütterlichen Ruhe, die den Indianer und Mestizen niemals verlassen, einen forschenden Blick um sich, um sich zu vergewissern, dass er auch ganz allein sei. Dann erfasste er die Hand, die noch auf seiner Schulter ruhte, und zog den Mann, der ihn angeredet hatte und der ihm ohne Widerstand folgte, mit sich fort in einen entlegenen Winkel, wo er sicher zu sein glaubte, dass ihn niemand belausche.

In dem Augenblick, wo die beiden Männer an dem Zelt vorübergingen, öffnete sich der Vorhang leise und ein Schatten folgte ihnen schweigend nach.

Als sie sich unter den Ballen versteckt hatten und nahe genug beieinander waren, um sich mit leiser Stimme unter-

halten zu können, flüsterte der Führer: »Gott sei Dank! Ich habe deinen Besuch mit Ungeduld erwartet, Kennedy.«

»Wusstest du denn, dass ich kommen würde?«, antwortete dieser misstrauisch.

»Nein, aber ich hoffte es.«

»Gibt es etwas Neues?«

»Ja. Sehr viel.«

»Sprich, schnell.«

»Das will ich. Alles ist verloren.«

»Wie? Was soll das heißen?«

»Was ich sage, der General ist heute von mir geführt, nach ...«

»Ich weiß es, ich habe Euch gesehen.«

»Verwünscht, warum hast du uns nicht angegriffen?«

»Wir waren nur zwei.«

»Ich wäre der Dritte gewesen, der Kampf war ganz gleich, da der General nur zwei Lanceros bei sich hatte.«

»Das ist wahr, daran habe ich nicht gedacht.«

»Das war unrecht. Jetzt wäre alles vorbei, indes wahrscheinlich alles verloren ist.«

»Wie soll?«

»Nun, Carai! Das ist doch klar, der General und seine Nichte haben mit dem Schlaukopf, dem Schwarzen Hirsch, ein Langes und Breites geschwätzt. Du weißt, dass er mich schon lange kennt, er wird ihnen sicher empfohlen haben, mir zu misstrauen.«

»Warum hast du sie auch zum Biberteich geführt?«

»Konnte ich wissen, dass wir dem verwünschten Trapper begegnen würden?«

»Bei unserem Handwerk muss man an alles denken.«

»Du hast recht, ich habe einen Fehler begangen! Nun ist

die Sache übrigens nicht zu ändern, denn ich habe eine Ahnung, dass der Schwarze Hirsch den General vollständig über mich aufgeklärt hat.«

»Hm! Das ist allerdings wahrscheinlich. Was ist da zu tun?«

»Handeln, und zwar so schnell wie möglich, ehe sie Zeit haben, sich vorzusehen.«

»Das ist mir ganz recht, das weißt du.«

»Ja. Wo ist der Captain? Ist er zurück?«

»Er ist heute Abend gekommen. Unsere Männer sind alle, wir sind unser vierzig, in der Höhle versteckt.«

»Bravo! Warum seid ihr nicht gleich alle gekommen, warum nur Du allein. Sieh, welche gute Gelegenheit ihr hattet. Sie schlafen wie Murmeltiere. Wir hätten uns ihrer in weniger als zehn Minuten bemächtigt.«

»Du hast recht, doch kann man nicht alles bedenken. Übrigens war die Sache auch nicht so mit dem Captain verabredet worden.«

»Das ist richtig. Warum bist du denn gekommen?«

»Um dir zu melden, dass wir bereit sind und nur auf ein Zeichen von dir warten, um zu handeln.«

»Nun, was sollen wir tun? Gib mir einen Rat.«

»Was Teufel willst du denn, dass ich dir rate? Kann ich denn wissen, was hier vorgeht? Wie kann ich dir also sagen, was du tun sollst?«

Der Führer sann einen Augenblick nach, dann erhob er den Kopf und betrachtete den Himmel aufmerksam.

»Hm!«, sagte er, »es ist erst zwei Uhr morgens.«

»Ja.«

»Du kehrst zu der Höhle zurück.«

»Gleich?«

»Ja.«

»Gut. Weiter?«

»Du wirst dem Captain sagen, dass ich ihm das junge Mädchen noch diese Nacht ausliefern will, wenn es ihm recht ist.«

»Hm! Das scheint mir doch schwierig.«

»Du bist ein Dummkopf.«

»Das ist möglich, doch begreife ich nicht, wie.«

»Warte nur. Das Lager wird folgendermaßen bewacht: Während des Tages wachen die Soldaten an den Schanzen. Da sie aber an das Leben in der Prärie nicht gewöhnt sind und ihre Hilfe des Nachts mehr schaden als nützen würde, so haben die anderen Führer und ich die Wache und die Soldaten ruhen.«

»Das ist sehr schlau«, sagte Kennedy lachend.

»Nicht wahr?«, sagte Schwätzer. »Also, ihr steigt zu Pferde, wenn ihr am Fuß des Hügels angekommen seid, so sollen sechs der Unternehmendsten sich mit mir vereinen. Mit ihrer Hilfe übernehme ich es, die Soldaten und selbst den General, während sie schlafen, wie die Katzen zu knebeln.«

»Wahrhaftig, der Einfall ist gut.«

»Findest du?«

»Bei Gott! Ja.«

»Gut. Sind unsere Burschen erst gut gebunden, so pfeife ich und dann kommt der Captain mit den Übrigen. Dann mag er sehen, wie er mit dem jungen Mädchen fertig wird. Das geht mich nichts mehr an. Wie gefällt dir das?«

»Vorzüglich.«

»Auf diese Weise vermeiden wir das Blutvergießen und die Schläge, an denen mir ohnedem nicht viel liegt, wenn ich sie vermeiden kann.«

»Du bist klug.«

»Meiner Treu! Freund, wenn man Geschäfte wie dieses macht, die, wenn sie gelingen, großen Gewinn abwerfen, so muss man sich immer so einrichten, dass man sich so sicher stellt wie möglich.«

»Das ist ganz gut spekuliert. Dein Einfall gefällt mir übrigens unendlich und ich will ihn unverzüglich ausführen. Aber erst wollen wir uns auch ganz genau verständigen, um keine Irrungen zu begehen, die immer etwas unangenehm sind.«

»Sehr wohl.«

»Wenn der Captain, wie ich glaube, deinen Plan gut und unfehlbar findet, so werde ich, sobald wir am Fuß des Hügel sind, mit fünf entschlossenen Burschen heraufsteigen und die ich mir selbst sorgfältig aussuche. Von welcher Seite soll ich in das Lager eindringen?«

»Zum Teufel, da wo du hereingekommen bist. Das wirst du doch wissen.«

»Und du, wo wirst du sein?«

»Am Eingang selbst, bereit, euch zu helfen.«

»Gut. Nun ist alles abgemacht. Du hast mir weiter nichts zu sagen?«

»Nichts.«

»So will ich gehen.«

»Ja, je eher, je besser.«

»Du hast immer recht. Führe mich bis zu der Stelle, wo ich herausgehen soll. Es ist so finster, dass, wenn ich allein gehe, ich instande bin, mich zu verlaufen und gegen einen schlafenden Soldaten zu rennen, und das würde nicht in unseren Kram passen.«

»Gib mir die Hand.«

»Hier ist sie.«

Die zwei Männer standen auf und schickten sich an, sich zu der Stelle zu begeben, wo der Bote des Captains herausgehen sollte. Aber im selben Augenblick stellte sich ein Schatten zwischen sie.

Eine feste Stimme sagte: »Ihr seid Verräter und sollt sterben.«

Die Männer blieben trotz ihrer Selbstbeherrschung einen Augenblick starr vor Schrecken.

Die Person, welche eben geredet, schoss, ohne ihnen Zeit zu lassen, wieder zu sich zu kommen, zwei Pistolen auf sie ab.

Die Elenden schrien laut auf. Der eine fiel, der andere sprang wie eine Tigerkatze fort, kletterte an den Befestigungen in die Höhe und verschwand, ehe ihm eine zweite Kugel nachgesendet werden konnte.

Bei dem Knall der beiden Schüsse und dem von den Räu-bern angestoßenen Geschrei waren alle im Lager aus dem Schlaf aufgeschreckt. Jeder rannte zu den Schanzen.

Der General und der Captain Aguilar kamen an dem Ort, wo die eben beschriebene Szene spielte, zuerst au.

Sie fanden Donna Luz, die zwei noch rauchende Pistolen in den Händen hielt, indessen sich zu ihren Füßen ein Mann in den letzten Zuckungen des Todeskampfes wand.

»Was soll das bedeuten, liebe Nichte? Um Gotteswillen, was ist vorgefallen? Bist du verwundet?«, fragte der General voll Schrecken.

»Beruhige dich, Onkel, ich bin nicht verwundet«, antwortete das junge Mädchen. »Ich habe nur einen Verräter bestraft. Die beiden Schurken verschworen sich in der Dunkelheit gegen unsere Sicherheit. Der eine ist entkommen,

aber der da scheint sehr krank zu sein.«

Der General bog sich hastig über den Sterbenden. Beim Schein der Fackel, die er in der Hand trug, erkannte er Kennedy, jenen Führer, von welchem Schwätzer behauptet hatte, dass er bei dem Präriebrand umgekommen sei.

»Oho«, sagte er, »was soll das heißen?«

»Das heißt«, antwortete das junge Mädchen, »dass, wenn Gott mir nicht beigestanden hätte, lieber Onkel, so würden wir noch in dieser Nacht von einer in der Nähe lauerten Räuberbande überfallen worden sein.«

»So lasst uns keine Zeit verlieren.«

Und mit dem Beistand des Captains Aguilar beeilte sich der General, alles für den Fall eines Angriffes zu einem kräftigen Widerstand vorzubereiten.

Schwätzer war entkommen, aber eine starke Blutspur zeigte, dass er schwer verwundet sein müsse. Wenn es hell gewesen wäre, so würde man versucht haben, ihn zu verfolgen. Es wäre vielleicht gelungen, ihn einzuholen, aber in der tiefsten Dunkelheit, und da man nicht wusste, ob nicht Feinde in der Nähe im Hinterhalt lauerten, wollte der General seinen Soldaten nicht erlauben, sich aus dem Lager zu wagen. Er zog es vor, dem Elenden diese letzte Rettung zu gönnen.

Was Kennedy betraf, so war er tot.

Als die erste Aufregung vorüber war, fühlte Donna Luz, die der Gedanke an die Gefahr nicht mehr aufrechterhielt, dass sie ein Weib sei. Ihre Kräfte verließen sie, ihre Augen trübten sich, ein krampfhaftes Zittern erschütterte ihren ganzen Körper. Sie sank zusammen und wäre gefallen, wenn sie der Doktor nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Er trug sie halb ohnmächtig in das Zelt und wandte alle Mittel an, die ihr Zustand forderte.

Das junge Mädchen kam allmählich wieder zu sich, ihre Ruhe kehrte wieder und ihre Gedanken fingen an sich zu ordnen.

Sie erinnerte sich der Worte, die ihr der Schwarze Hirsch erst am selben Tag gesagt hatte. Sie glaubte, dass der Augenblick, ihn an die Erfüllung seines Versprechens zu erinnern, gekommen sei, und gab dem Doktor ein Zeichen, näher z treten.

»Lieber Doktor«, sagte sie mit sanfter Stimme, »wollen Sie mir einen großen Gefallen tun?«

»Verfügen Sie über mich, Señorita.«

»Kennen Sie einen Trapper, welcher der Schwarze Hirsch heißt?«

»Ja, seine Hütte ist nicht weit von hier, in der Nähe eines Biberteiches.«

»Ganz recht, lieber Doktor. Sobald es hell sein wird, sollen Sie ihn in meinem Namen aufsuchen.«

»Warum das, Señorita?«

»Ich bitte Sie darum!«, sagte sie im schmeichelnden Ton.

»Nun! Dann seien Sie ganz ruhig, ich werde gehen«, sagte er.

»Ich danke Ihnen.«

»Was soll ich ihm sagen?«

»Sie werden ihm über die Ereignisse dieser Nacht Bericht abstaten.«

»Das werde ich tun!«

»Dann werden Sie hinzufügen: Jetzt geben Sie recht acht und merken Sie sich die Worte recht genau.«

»Ich höre mit beiden Ohren, ich werde sie in meinem Ge-

dächtnis einprägen.«

»Schwarzer Hirsch, die Stunde schlägt! Sie haben mich recht verstanden, nicht wahr?« »Vollkommen, Señorita.«

»Sie schwören mir, dass Sie tun wollen, worum ich Sie bitte?«

»Ich schwöre es«, sagte er mit ernster Stimme, »bei Sonnenaufgang werde ich gehen, den Trapper aufzusuchen. Ich werde ihm erzählen, was diese Nacht vorgefallen ist, und hinzufügen: *Schwarzer Hirsch, die Stunde schlägt!* Ist das alles, was Sie von mir verlangen?«

»Ja, alles, mein guter Doktor.«

»Nun, so überlassen Sie sich furchtlos der Ruhe, Señorita. Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, dass es geschehen soll.«

»Ich danke Ihnen«, flüsterte das junge Mädchen mit einem sanften Lächeln und drückte ihm die Hand. Dann sank sie, von den furchtbaren Erschütterungen der Nacht erschöpft, auf ihr Lager zurück und fiel bald in einen sanften, stärkenden Schlaf.

Beim Abbruch des Tages verließ der würdige Gelehrte trotz der Vorstellungen des Generals, der vergeblich versuchte, ihn durch die Schilderung der Gefahren, welchen er sich leichtsinnigerweise aussetzte, zurückzuhalten, worüber er nur den Kopf schüttelte und ohne einen Grund dafür anzugeben, auf seinem Vorhaben bestand, das Lager und trabte rasch den Hügel hinab.

Als er den Wald erreicht hatte, gab er seinem Pferd die Sporen und jagte im Galopp zu der Hütte des Schwarzen Hirsches.

Kapitel 17 - Adlerkopf

Adlerkopf war ein eben so vorsichtiger wie entschlossener Häuptling. Er wusste, dass er von den Amerikanern alles zu fürchten hatte, wenn es ihm nicht gelang, seine Spur vollständig zu verbergen.

Er versäumte daher, nachdem der Überfall der weißen Ansiedelung an den Ufern des Canadian gelungen war, nichts, um die seinen gegen die schreckliche Vergeltung, die ihnen drohte, zu schützen.

Man kann sich von dem Erfindungsgeist der Indianer, wenn es gilt, eine Spur zu verbergen, keinen Begriff machen.

Sie reiten oder gehen wohl zwanzig Mal über dieselbe Stelle und wissen die Spur so gut durcheinanderzubringen, dass sie zuletzt ganz unkenntlich werden, wobei sie jede Unebenheit des Bodens berücksichtigen und einer in die Fußstapfen des anderen treten, um ihre Anzahl zu verbergen. Oft folgen sie tagelang der Strömung eines Baches, wobei sie sich häufig bis an den Gürtel im Wasser befinden, ja sie treiben die Vorsicht und Geduld so weit, dass sie mit der Hand beinahe Schritt für Schritt die Spur, die sie den scharfen und spähenden Blicken ihrer Feinde verraten könnten, verwischen.

Der Stamm der Schlange, zu welchem Adlerkopf und die Krieger, die er befehligte, gehörten, war ungefähr fünfhundert Mann stark, als er die Prärie betrat, um Bisamochsen zu jagen und die Pawnee und Sioux zu bekämpfen, mit denen sie beständig im Streit lagen.

Sobald sein Feldzug beendet war, hatte Adlerkopf beschlossen, sich unverzüglich wieder zu seinen Brüdern zu

begeben, um die bei der Einnahme des Dorfes gemachte Beute in Sicherheit zu bringen und an einem großen Zug teilzunehmen, den sein Stamm gegen die weißen Trapper und Mestizen, die verstreut in den Prärien leben und von den Indianern mit Recht als ihre ärgsten Feinde betrachtet werden, zu unternehmen beabsichtigte.

Trotz der Vorsicht, welche der Häuptling beim Marsch angewendet hatte, war der Trupp doch schnell vorwärtsgekommen.

Am sechsten Tag nach der Zerstörung des Forts hielten die Comanchen am Ufer eines kleinen Baches ohne Namen an, wie man deren viele in der Gegend findet, und bereiteten sich vor, ihr Lager für die Nacht aufzuschlagen.

Nichts ist einfacher als ein indianisches Lager, wenn sie sich auf dem Kriegspfad befinden.

Die Pferde werden angebunden, damit sie nicht davonlaufen können. Wenn man keinen Überfall fürchtet, so wird ein Feuer angezündet, im entgegengesetzten Fall richtet sich ein jeder mit dem Essen und Schlafen ein, so gut er kann.

Seit ihrem Abmarsch vom Fort hatten die Comanchen nichts bemerkt, woraus sie hätten schließen können, dass man sie verfolgte oder beobachtete. Ihre Kundschafter hatten keine verdächtige Spur entdeckt. Sie waren nicht weit vom Lager ihres Stammes entfernt, und daher ganz sorglos.

Adlerkopf ließ ein Feuer anzünden und stellte selbst die Schildwachen aus.

Als er diese Vorsichtsmaßregel getroffen hatte, lehnte sich der Häuptling an einen Ebenholzbaum, nahm seine Kalumets und befahl, dass ihm der Greis und die spanischen Frauen vorgeführt würden.

Als sie vor ihm standen, grüßte Adlerkopf den Greis herzlich und bot ihm ein Kalumet an, welches Zeichen des Wohlwollens der Greis annahm und sich zugleich darauf vorbereitete, die Fragen, welche ihm der Indianer wahrscheinlich vorlegen würde, zu beantworten. Dieser ergriff in der Tat nach einer kurzen Pause das Wort.

»Fühlt sich mein Bruder wohl bei den Rothäuten?«, fragte er ihn.

»Ich würde mich mit Unrecht beklagen, Häuptling«, antwortete der Spanier, »man hat mich, seitdem ich bei Euch bin, sehr rücksichtsvoll behandelt.«

»Mein Bruder ist ein Freund«, sagte der Comanche mit Pathos.

Der Greis verneigte sich.

»Wir sind endlich auf unserem Jagdgebiete«, fuhr der Häuptling fort, »mein Bruder Weißhaupt trägt die Last eines langen Lebens. Es ist besser für ihn beim Feuer des Rates zu sitzen, als zu Pferde den Hirsch oder Bisambüffel zu jagen. Was wünscht mein Bruder?«

»Häuptling«, antwortete der Spanier, »du sprichst wahr. Es hat eine Zeit gegeben, wo ich wie jedes andere Kind der Prärien, tagelang auf einem feurigen und ungezähmten Mustang sitzend, jagen konnte. Meine Kräfte sind geschwunden, meine Glieder haben ihre Gelenkigkeit und mein Auge seine Unfehlbarkeit verloren. Ich taue nicht mehr zu einem Streifzug, wie kurz er auch sein möge.«

»Gut!«, antwortete der Indianer gleichmütig und blies dichte Rauchwolken aus Mund und Nase, »so möge mein Bruder seinem Freund sagen, was er wünscht, und es soll geschehen.«

»Ich danke dir, Häuptling, und werde von deinem

freundlichen Anerbieten Gebrauch machen. Es würde mich glücklich machen, wenn du mir die Mittel gäbest, mich zu einer Ansiedelung von Menschen meiner Farbe zu begeben, wo ich die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, in Frieden verbringen kann.«

»Warum nicht? Nichts ist einfacher. Sobald wir wieder bei unserem Stamm sein werden, sollen die Wünsche meines Bruders, da er nicht bei seinen roten Freunden bleiben will, erfüllt werden.«

Es folgte ein Augenblick des Schweigens. Der Greis, der die Unterhaltung beendet glaubte, schickte sich an, sich zurückzuziehen. Der Häuptling bedeutete ihm durch einen Wink, zu bleiben.

Nach einiger Zeit schüttelte der Indianer die Asche aus seiner Pfeife, steckte sie mit dem Rohr wieder in den Gürtel und sagte, indem er einen eigentümlichen Blick auf den Spanier richtete, in traurigem Ton: »Mein Bruder ist glücklich. Obwohl er schon viele Winter zählt, wandert er doch nicht allein durchs Leben.«

»Was meint der Häuptling?«, fragte der Greis, »ich verstehe nicht.«

»Mein Bruder hat eine Familie«, erwiderte der Comanche.

»Ach, mein Bruder irrt sich, ich bin allein auf der Welt.«

»Was sagt mein Bruder da? Hat er nicht seine Gefährtin bei sich?«

Ein trauriges Lächeln flog über die blassen Lippen des Greises. »Nein«, sagte er nach einer Pause, »ich habe keine Gefährtin.«

»Was ist ihm denn jene Frau?«, sagte der Häuptling mit geheucheltem Erstaunen und zeigte auf die spanische Dame, die schweigend und trübe an der Seite des Greises

stand.

»Die Frau ist meine Gebieterin.«

»Ist mein Bruder ein Sklave?«, sagte der Comanche mit boshafem Lächeln.

»Nein«, erwiderte der Greis stolz, »ich bin nicht der Sklave dieser Frau, ich bin ihr treuer Diener.«

»Oah!«, sagte der Häuptling, schüttelte den Kopf und sann lange über diese Antwort nach.

Aber der Indianer konnte die Worte des Spaniers nicht verstehen, der Unterschied war zu fein für seine Begriffe. Nach zwei bis drei Minuten schüttelte er den Kopf und gab es auf, die Lösung des unbegreiflichen Rätsels zu finden.

»Gut!«, sagte er und warf unter den halbgeschlossenen Augenlidern einen ironischen Blick auf den Greis, »die Frau kann mit meinem Bruder ziehen.«

»So habe ich es auch stets verstanden«, antwortete der Spanier.

Die bejahrte Frau, die bis dahin geschwiegen hatte, hielt es nun für angemessen, sich in die Unterhaltung einzumischen.

»Ich danke dem Häuptling«, sagte sie, »aber da er so freundlich ist, uns dienen zu wollen, so darf ich wohl eine Bitte an ihn richten?«

»Meine Mutter mag sprechen, meine Ohren stehen offen.«

»Ich habe einen Sohn, der ein großer, weißer Jäger ist. Er muss sich augenblicklich in der Prärie befinden. Vielleicht dass, wenn mein Bruder einwilligte, uns noch einige Tage bei sich zu behalten, es uns möglich würde, ihn zu treffen. Unter seinem Schutz hätten wir nichts mehr zu befürchten.«

Bei diesen unüberlegten Worten machte der Spanier eine

Gebärde des Schreckens.

»Señorita«, sagte er in seiner Muttersprache, »bedenken Sie wohl, was Sie ...«

»Still!«, unterbrach ihn der Indianer kurz, »warum spricht mein weißer Bruder eine fremde Sprache vor mir? Fürchtet er, dass ich seine Worte verstehe?«

»Ach! Häuptling!«, sagte der Spanier mit einer verneinenden Bewegung.

»Warum lässt denn dann mein Bruder meine Mutter mit dem bleichen Gesicht nicht reden, sie spricht mit einem Häuptling.«

Der Greis schwieg, wurde aber von einer Ahnung erfüllt.

Der Häuptling der Comanchen wusste sehr wohl, mit wem er sprach. Er spielte mit den zwei Spaniern, wie eine Katze mit der Maus, verbarg aber seine Empfindungen und wandte sich zu der Frau, vor der er sich mit der den Indianern angeborenen Höflichkeit verneigte.

»Oha!«, sagte er mit matter Stimme und teilnehmendem Lächeln, »der Sohn meiner Mutter ist ein großer Jäger, desto besser.«

Der armen Frau ging das Herz auf vor Freude.

»Ja«, sagte sie mit Wärme, »er ist einer der besten Trapper in den Prärien des Westens«, sagte der Häuptling und wurde immer freundlicher, »ein so berühmter Krieger muss einen auf den Prärien allgemein geachteten Namen haben.«

Dem Spanier missfiel etwas. Vom Blick des Comanchen eingeschüchtert, wusste er nicht, wie er seine Herrin warnen sollte, den Namen ihres Sohnes nicht zu nennen.

»Sein Name ist sehr bekannt«, sagte die Dame.

»Ach!«, rief der Greis lebhaft aus, »so sind die Mütter alle. In ihren Augen sind ihre Söhne immer Helden! Der ihre,

obgleich er ein vortrefflicher, junger Mann ist, ist doch nicht mehr wert als ein anderer. Gewiss ist sein Name meinem Bruder noch nicht zu Ohren gekommen.«

»Das kann mein Bruder ja nicht wissen«, sagte der Indianer mit spöttischem Lächeln.

»Ich vermute es«, antwortete der Greis, »oder wenn mein Bruder ihn auch gehört haben sollte, so hat er ihn wenigstens längst vergessen, und es ist nicht der Mühe wert, ihn daran zu erinnern. Wenn es mein Bruder erlaubt, wollen wir uns zurückziehen. Der Tag war anstrengend. Es ist Zeit, dass wir uns ausruhen.«

»Sogleich«, sagte der Comanche ruhig und wandte sich wieder der Frau zu. »Welches ist der Name des weißen Kriegers?«, fragte er energisch.

Aber die alte Dame, welche durch die Unterbrechung ihres Dieners, dessen Treue und Vorsicht sie kannte, aufmerksam geworden war, antwortete nicht, denn sie fühlte im Geist, dass sie einen Fehler begangen habe, und wusste nicht, wie sie ihn wieder gut machen sollte.

»Hat mich meine Mutter nicht gehört?«, fuhr der Häuptling fort.

»Warum soll ich einen Namen nennen, der dir doch wahrscheinlich fremd ist und dich auf keinen Fall interessieren kann? Wenn es mein Bruder erlaubt, so werde ich mich entfernen.«

»Nicht eher, bis meine Mutter den Namen ihres Sohnes, des großen Kriegers genannt hat«, sagte der Comanche, indem er die Augenbrauen zusammenzog und mit schlecht verhehltem Zorn mit dem Fuß stampfte.

Der Greis sah ein, dass er der Sache ein Ende machen müsse. Sein Entschluss war augenblicklich gefasst.

»Mein Bruder ist ein großer Häuptling«, sagte er, »trotz seines braunen Haares ist seine Weisheit außerordentlich. Ich bin sein Freund. Er wird den Zufall, der ihm die Mutter seines Feindes in die Hände lieferte, nicht benutzen wollen. Der Sohn dieser Frau ist Treuherz.«

»Oah!«, sagte Adlerkopf mit düsterem Lächeln, »ich wusste es. Warum haben die Bleichgesichter zwei Zungen und zwei Herzen und suchen immer die Rothäute zu hintergehen?«

»Wir haben nicht versucht, dich zu hintergehen«, Häuptling.«

»Wenn man euch, solange ihr bei uns seid, wie Söhne unseres Stammes behandelt hat, so habe ich euch das Leben gerettet.«

»Das ist wahr.«

»Nun«, fuhr er mit spöttischem Lächeln fort, »will ich euch beweisen, dass die Indianer nicht vergessen, und Böses mit Gutem vergelten. Wer hat mir die Wunden, die ihr an mir seht, beigebracht? Treuherz! Wir sind Feinde, seine Mutter ist in meiner Gewalt. Ich könnte sie augenblicklich an den Marterpfahl binden lassen, das wäre meine Rache.«

Die beiden Spanier senkten den Kopf.

»Das Gesetz in der Prärie lautet: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Hört mich jetzt an, *Alte Eiche*. Ich gewähre euch, in Erinnerung an unsere alte Freundschaft eine Frist. Morgen bei Tagesanbruch wirst du gehen, um Treuherz zu suchen. Wenn er sich binnen vier Tagen nicht freiwillig gestellt hat, wird seine Mutter sterben. Meine jungen Männer werden sie am Blutpfahl lebendig verbrennen, und meine Brüder werden sich aus ihren Knochen pfeifen schnitzen. Geht, ich habe gesprochen.«

Der Greis wollte für Treuherz bitten, er warf sich dem Häuptling zu Füßen, aber der rachsüchtige Indianer stieß ihn mit dem Fuß zurück und entfernte sich.

»Ach! Señora«, murmelte der Greis verzweiflungsvoll, »Sie sind verloren.«

»Vor allen Dingen, Eusebio«, antwortete die Mutter mit bewegter Stimme, »bringe meinen Sohn nicht her. Was tut es, wenn ich sterbe. Hat mein Leben nicht leider schon lange genug gewährt?«

Der alte Diener blickte seine Herrin mit Bewunderung an.

»Immer die Gleiche«, sagte er gerührt.

»Gehört das Leben einer Mutter nicht ihrem Kinde an?«, sagte sie aus vollem Herzen.

Die beiden alten Leute sanken, vom Schmerz überwältigt, am Fuß eines Baumes nieder und verbrachten die Nacht im Gebet.

Adlerkopf schien keine Ahnung von ihrer Verzweiflung zu haben.

Kapitel 18 - Eusebio

Die vom Adlerkopf getroffenen Vorsichtsmaßregeln, um den Weg, den er eingeschlagen hatte, zu verbergen, waren gut, um solche Weißen, deren Sinne nicht so geschärft sind, wie die der Jäger, Trapper und ihrer Verbündeten, und mit indianischer List Unbekannten, die daher nicht imstande sind, sich in jenen ungeheuren Einöden ohne Kompass zu rechtzufinden, zu täuschen. Aber Männern wie Treuherz und Fröhlich gegenüber waren sie ungenügend.

Die zwei kühnen Jäger verloren die Spur keinen Augenblick.

Sie waren mit den Wendungen und Schlangenwegen der indianischen Krieger vertraut und ließen sich durch die plötzliche Umkehr, die Gegenmärsche, falsche Haltepunkte, - kurz alle Hindernisse, welche die Comanchen in reichem Maße auf dem Weg ausgestreut hatten, nicht irreleiten.

Ferner hatten die Indianer etwas nicht bedacht, was die Richtung, welche sie einschlugen, so deutlich verriet, als ob sie dieselbe bezeichnet hätten.

Wir haben früher erwähnt, dass die Jäger bei den Überresten einer Hütte einen an einen Baumstamm gebundenen Jagdhund gefunden hatten, der, sobald er sich frei fühlte, nachdem er Belhumeur flüchtig liebkost hatte, in gedecktem Lauf davongelaufen war, um seinen Herrn, der kein anderer war als der alte Spanier, einzuholen. Er hatte ihn auch wirklich eingeholt.

Die Spur des Jagdhundes, welche die Indianer aus dem einfachen Grund, weil sie nicht wussten, dass er bei ihnen war, nicht hatten verwischen können, war überall sichtbar, und nur für so geschickte Jäger, wie Treuherz und Belhumeur, war sie ein Faden der Ariadne, den nichts zerreißen konnte.

Die Jäger folgten daher mit ihren Flinten quer über den Sattel, in Begleitung ihrer Rastreros, der Spur der Comanchen, die nicht ahnten, welchen Nachtrab sie hatten.

Jeden Abend hielt Treuherz an derselben Stelle an, wo tags zuvor Adlerkopf gerastet hatte, denn die beiden Männer hatten sich sehr beeilt, sodass die Indianer ihnen nur wenige Meilen voraus waren. Sie hätten sie leicht überho-

len können, wenn dies ihre Absicht gewesen wäre. Aber Treuherz zog es aus gewissen Gründen vor, ihnen noch einige Zeit zu folgen.

Nachdem sie die Nacht in einer Waldlichtung an den Ufern eines kühlen Baches, dessen sanftes Gemurmel sie in den Schlaf gewiegt, zugebracht hatten, schickten sich die Jäger an, sich wieder auf den Weg zu machen. Ihre Pferde waren gesattelt, sie aßen stehend ein Stück Hirschfleisch, wie Leute, die Eile haben, um weiter zu kommen, als Treuherz, der den ganzen Morgen noch kein Wort gesprochen hatte, sich zu seinem Begleiter wandte.

»Setzen wir uns einen Augenblick«, sagte er, »nichts treibt uns zur Eile, da Adlerkopf wieder zum Stamm gestoßen ist.«

»Das ist wahr«, antwortete Belhumeur und ließ sich auf den Rasen nieder, »wir können plaudern.«

»Wie ist es mir nicht eingefallen, dass jene verwünschten Comanchen einen Trupp Krieger in der Nähe hatten. Wir zwei können unmöglich daran denken, uns eines Lagers, in welchem sich fünfhundert Krieger befinden, zu bemächtigen.«

»Das ist richtig«, antwortete Belhumeur mit philosophischer Ruhe, »sie sind ihrer viele. Aber du weißt, lieber Freund, dass wir es immer versuchen können, wenn dein Herz danach verlangt. Wer weiß, was geschieht.«

»Ich danke dir«, sagte Treuherz lächelnd, »ich halte es aber für überflüssig.«

»Wie du willst.«

»Nur die List soll uns zu Hilfe kommen.«

»So wollen wir List gebrauchen, ich stehe zu Diensten.«

»Ich glaube, wir haben Biberfallen hier in der Nähe.«

»Freilich«, sagte der Kanadier, »kaum eine halbe Meile von hier, beim großen Biberteich.«

»Ja richtig, ich weiß nicht, wo ich seit einigen Tagen meine Gedanken habe. Siehst du, Belhumeur, die Gefangenschaft meiner Mutter macht mich toll. Ich muss sie befreien, koste es, was es wolle.«

»Das ist auch meine Meinung, Treuherz, und ich werde dir mit all meinen Kräften dazu behilflich sein.«

»Morgen bei Tagesanbruch wirst du zum Schwarzen Hirsch gehen und ihn in meinem Namen bitten, so viele weiße Jäger und Trapper zu versammeln, wie er kann.«

»Sehr wohl.«

»Während dieser Zeit werde ich zum Lager der Comanchen gehen, um wegen des Lösegeldes der Mutter zu unterhandeln. Wenn sie sich nicht dazu verstehen wollen, sie mir zurückzugeben, so müssen wir zu den Waffen greifen. Wir werden sehen, ob zwanzig der besten Rifles der Grenze nicht mit fünfhundert jener Plünderer der Prärien fertig werden können.«

»Und wenn sie dich gefangen nehmen?«

»In dem Fall schicke ich dir meinen Jagdhund, der dich in der Grotte des Flusses treffen soll. Wenn du ihn allein ankommen siehst, so weißt du, was es zu bedeuten hat, und wirst demgemäß handeln.«

Der Kanadier schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er, »das werde ich nicht tun.«

»Wie, das wirst du nicht tun?«, sagte der Jäger erstaunt.

»Nein, gewiss nicht, Treuherz. Neben dir, der so tapfer und klug ist, bin ich sehr gering, das weiß ich. Aber wenn ich nur eine gute Eigenschaft habe, so kann sie mir doch niemand streitig machen, und die ist meine Ergebenheit für

dich.«

»Das weiß ich, mein Freund, du liebst mich wie einen Bruder.«

»Und du mutest mir zu, dass ich dich, wie man in meiner Heimat jenseits der Großen Seen zu sagen pflegt, ganz gemütlich in den Rachen des Wolfes laufen lassen soll. Mein Vergleich ist noch dazu beschämend für die Wölfe, denn die Indianer sind tausendmal grausamer als sie! Nein, ich wiederhole es, das werde ich nicht tun, das wäre eine schlechte Tat. Und wenn dir ein Unglück zustieße, so würde ich mir es nicht verzeihen.«

»Erkläre dich näher, Belhumeur«, sagte Treuherz ungeduldig, »es ist mir auf Ehre unmöglich, dich zu verstehen.«

»Ach, das ist leicht genug«, antwortete der Kanadier, »wenn ich auch nicht geistreich bin und keine schönen Worte machen kann, so habe ich Verstand und einen richtigen Blick, wenn es jemand betrifft, den ich liebe. Nun, da mein armer Vater tot ist, liebe ich niemanden mehr als dich.«

»Sprich, mein Freund, und verzeih mir die Anwendung meiner schlechten Laune, die ich nicht unterdrücken konnte.«

Belhumeur besann sich kurz, dann fuhr er fort: »Du weißt, dass unsere größten Feinde in der Prärie die Comanchen sind. Ein unbegreiflicher Zufall hat es gefügt, dass jedes Mal, wenn wir einen Kampf zu bestehen haben, es gegen sie ist. Es ist ihnen nie gelungen, uns den kleinsten Vorteil abzugewinnen. Daher ist zwischen uns und ihnen ein bitterer Hass entstanden, der in der letzten Zeit durch die Streitigkeiten, die wir mit Adlerkopf gehabt haben, verstärkt worden ist, indem du geschickter oder unge-

schickterweise ihm nur den Arm zerschmettert hast, obwohl es dir ein Leichtes gewesen wäre, ihm den Kopf einzuschlagen. Ich bin überzeugt, dass der Häuptling der Comanchen diesen Spaß sehr übel genommen hat und dir ihn nie verzeihen wird. Ich muss übrigens gestehen, dass mir es an seiner Stelle ebenso gehen würde, ich verdenke es ihm daher durchaus nicht.«

»Zur Sache, zur Sache!«, unterbrach ihn Treuherz.

»Die Sache ist diese«, fuhr Belhumeur, ohne sich durch die Unterbrechung seines Freundes beirren zu lassen, fort, »dass Adlerkopf auf jede mögliche Weise nach deinem Haar trachtet. Du begreifst sicherlich, dass, wenn du die Unvorsichtigkeit begehst, dich ihm auszuliefern, er die Gelegenheit ergreifen wird, ein für alle Mal seine Rechnung mit dir abzuschließen.«

»Aber«, antwortete Treuherz, »meine Mutter ist in seinen Händen.«

»Ja«, sagte Belhumeur, »aber das weiß er nicht und du weißt, mein Freund, dass die Indianer, außer in besonderen Fällen, die Frauen, deren sie sich bemächtigen, sehr gut behandeln und gewöhnlich sehr rücksichtsvoll ihnen gegenüber sind.«

»Das ist wahr«, sagte der Jäger.

»Also, da niemand zu Adlerkopf kommen und ihm sagen wird, dass es deine Mutter ist, so befindet sie sich, die Sorge, die sie um dich tragen wird, abgerechnet, bei den Rothäuten ebenso sicher, als ob sie auf dem Marktplatz in Quebec wäre. Es ist mithin unnötig, Unvorsichtigkeiten zu begehen. Lass uns zwanzig tüchtige Kameraden versammeln, das ist mir ganz recht und die Indianer überwachen. Bei der ersten günstigen Gelegenheit fallen wir kräftig über sie

her, töten so viele, wie nur möglich, und befreien deine Mutter. Das ist, glaube ich, das Gescheiteste, was wir tun können, meinst du nicht?«

»Ich meine, mein Freund«, antwortete Treuherz und drückte ihm die Hand, »dass du der vortrefflichste Mensch bist, den es gibt, dass dein Rat gut ist und dass ich ihn befolgen werde.«

»Bravo!«, rief Belhumeur vergnügt, »das ist ein Wort.«

»Und nun ...«, sagte Treuherz aufstehend.

»Nun?«, fragte Belhumeur.

»Nun wollen wir aufsteigen, das Lager der Indianer auf eine geschickte Weise umgehen, indem wir dafür sorgen, dass man uns nicht aufspürt, und nach dem Hatto unseres wackeren Kameraden des Schwarzen Hirsches gehen, der ein verständiger Ratgeber ist und uns bei unserem Vorhaben gewiss nützlich sein wird.«

»Das wollen wir tun!«, sagte Belhumeur heiter und schwang sich in den Sattel.

Die Jäger verließen die Waldlichtung, machten einen Bogen, um das indianische Lager zu umgehen, dessen Rauch man in einer Entfernung von kaum zwei Stunden sehen konnte, und nahmen die Richtung zu der Seite, wo wahrscheinlicherweise der Schwarze Hirsch gemütlich damit beschäftigt war, den Bibern, jenen interessanten Tieren, die Donna Luz so gern hatte, Fallen zu legen.

Sie ritten seit ungefähr einer Stunde lachend und schwatzend nebeneinander her, denn Belhumeurs Beweisgründe hatten Treuherz endlich überzeugt, der, da er die Sitten der Indianer genau kannte, versichert zu sein glaubte, dass seine Mutter keine Gefahr laufe, als die Jagdhunde plötzlich unruhig wurden und mit freudigem Gebell voraus spran-

gen.

»Was haben denn unsere Rastreros?«, sagte Treuherz, »es scheint beinahe, als hätten sie einen Freund gewittert.«

»Nun, sie werden den Schwarzen Hirsch gewittert haben. Wir werden sie mit ihm zurückkehren sehen.«

»Das ist möglich«, sagte der Jäger nachdenklich, und sie ritten weiter.

Nach einiger Zeit sahen sie einen Reiter, der ihnen mit verhängtem Zügel entgegeneilte und den die Hunde springend und bellend umgaben.

»Das ist nicht der Schwarze Hirsch«, rief Belhumeur aus.

»Nein«, sagte Treuherz, »es ist Eusebio. Was bedeutet das? Er ist allein, sollte meiner Mutter etwas zugestoßen sein?«

»Vorwärts!«, sagte Belhumeur, drückte seinem Pferd die Sporen in die Weichen und flog mit unglaublicher Schnelligkeit davon.

Der Jäger folgte ihm in tödlicher Angst.

Bald hatten sich die drei Reiter erreicht.

»Wehe! Wehe!«, rief der Greis schmerzlich aus.

»Was ist Ihnen, Eusebio? Reden Sie, um Gottes willen!« sagte Treuherz.

»Ihre Mutter? Don Rafael, Ihre Mutter!«

»Nun! Reden Sie! ... So reden Sie doch!«, rief der junge Mann angstvoll aus.

Der Greis warf ihm einen trostlosen Blick zu. »Don Rafael«, sagte er, »Mut, seien Sie ein Mann!«

»Mein Gott! Welche schreckliche Nachricht werden Sie mir bringen?«

»Ihre Mutter ist die Gefangene Adlerkopfs.«

»Ich weiß es.«

»Wenn Sie sich nicht noch heute, diesen Morgen, in die Hände des Häuptlings der Comanchen geben ...«

»Nun?«

»So wird sie lebendig verbrannt.«

»Ach!«, rief der junge Mann schmerzlich aus.

Sein Freund stützte ihn, denn sonst wäre er vom Pferd gefallen.

»Aber«, fragte Belhumeur, »heute sagst du, alter Mann, soll sie verbrannt werden?«

»Ja.«

»So ist es noch Zeit?«

»Leider ist es bei Sonnenaufgang, und sehen Sie«, sagte er und zeigte in den Himmel mit trostloser Gebärde.

»O!«, rief Treuherz mit unbeschreiblichem Ausdruck, »ich werde meine Mutter retten.«

Er legte sich auf den Hals seines Pferdes und eilte mit rasender Schnelligkeit davon.

Die anderen folgten ihm.

Er wandte sich zu Belhumeur.

»Wohin gehst du?«, fragte er in kurzem, abgestoßenem Ton.

»Dir zu helfen, deine Mutter zu retten oder mit dir zu sterben.«

»Komm!«, antwortete Treuherz und drückte die Sporen in die blutenden Seiten seines Pferdes.

Der rasende Galopp der drei Männer hatte etwas Schreckliches. Sie ritten in gleichem Tempo nebeneinander. Mit bleicher Stirn, zusammengekniffenen Lippen und glühendem Blick übersprangen sie Bäche und Abgründe, überwanden alle Hindernisse, trieben unablässig ihre Pferde an, die den Raum durchflogen, dumpfe Schmerzenslaute aus-

stießen und mit Schaum und Blut bedeckt in tollem Lauf weitersprangen. Zuweilen stieß Treuherz ein den mexikanischen Ginetes eigentümliches Geschrei aus und die dadurch angefeuerten Pferde verdoppelten ihren Eifer.

»Mein Gott, mein Gott!«, stöhnte der Jäger in dumpfem Ton, »rette, rette meine Mutter!«

Kapitel 19 - Der Rat der Häuptlinge

Trotz der stürmischen Unterredung, welche Adlerkopf mit Eusebio gehabt hatte, fuhr er doch fort, seine Gefangene mit der größten Sanftmut und mit jener zartfühlenden Rücksicht zu behandeln, die den roten Menschen angeboren ist und welche man weit entfernt wäre, von Männern zu erwarten, die man, unserer Ansicht nach, ohne allen Grund, mit dem Namen Wilde beschimpft.

Eine Tatsache, die erwähnt zu werden verdient und auf die man nicht genug Nachdruck legen kann, ist die Art, wie die Indianer im Allgemeinen ihre Gefangenen behandeln. Statt, wie man nur zu oft behandelt hat, ihnen überflüssige Martern zuzufügen und sie ohne Grund zu quälen, haben sie die größte Rücksicht für sie und scheinen gewissermaßen Anteil an ihrem Unglück zu nehmen.

In dem von uns erwähnten Fall war der blutdürstige Entschluss Adlerkopfs in Bezug auf die Mutter von Treuherz eine Ausnahme, die in dem Hass, den der indianische Häuptling gegen den Jäger hegte, ihre natürliche Erklärung fand.

Der Abschied der beiden Gefangenen war ein ergreifen-

der und erschütternder. Der alte Diener ging mit dem Tod im Herzen, um den Jäger zu suchen, während die arme Mutter den Comanchen mit gebrochenem Herzen folgte.

Am zweiten Tag traf Adlerkopf an dem, von den Häuptlingen des Volkes bezeichneten Versammlungsort an. Der ganze Stamm war beisammen.

Es kann keinen malerischen und eigentümlicheren Anblick geben als ein indianisches Lager.

Wenn die Indianer entweder auf dem Marsch sind oder im Krieg oder zur Jagd, so begnügen sie sich damit, an dem Ort, wo sie lagern wollen, Zelte von Büffelfellen zu errichten, die über kreuzweise aufgepflanzte Pfähle gespannt werden. Diese Zelte, deren Fuß unten mit Stücken Erde belegt ist, haben alle eine Öffnung an der Spitze, um den Rauch hinauszulassen, der sie sonst unbewohnbar machen würde.

Das Lager bot einen sehr belebten Anblick dar, die Frauen gingen, mit Holz und Fleisch beladen, hin und her oder leiteten Schlitten, die mit Hunden bespannt waren und alle ihre Schätze enthielten. Die Krieger saßen feierlich an den, wegen der Milde der Luft, im Freien brennenden Feuern, rauchten und sprachen untereinander.

Aber man konnte ohne Mühe erraten, dass etwas Besonderes vor sich gehen sollte, denn trotz der frühen Tageszeit, die Sonne zeigte sich kaum noch am Horizont, waren die angesehensten Häuptlinge in der Beratungshütte versammelt, wo, nach dem ernstesten, sinnenden Ausdruck ihres Gesichts zu schließen, eine wichtige Frage verhandelt werden sollte.

Es war der Letzte der von Adlerkopf dem Eusebio gewährten Tage.

Seines Hasses eingedenk und von dem Wunsche beseelt, sich möglichst bald zu rächen, hatte der indianische Krieger die bedeutenden Häuptlinge zusammenberufen, um die Einwilligung zur Ausführung seines abscheulichen Planes zu erhalten.

Wir wiederholen es, um unsere Leser wohl davon zu überzeugen, dass die Indianer nicht aus Gefallen an der Grausamkeit grausam sind. Die Notwendigkeit ist ihr erstes Gesetz. Niemals wird das Todesurteil eines Gefangenen, namentlich einer Frau gesprochen, wenn es nicht das Interesse der Nation fordert.

Sobald die Häuptlinge um das Beratungsfeuer des Rates versammelt waren, trat der Pfeifenträger mit angebranntem Kalumet in ihren Kreis, verneigte sich nach den vier Himmelsrichtungen, indem er ein kurzes Gebet murmelte. Dann reichte er dem Ältesten das Kalumet, wobei er aber den Pfeifenkopf in der Hand behielt.

Als alle Häuptlinge, einer nach dem andern geraucht hatten, schüttelte der Pfeifenträger die Asche aus dem Kalumet ins Feuer und sagte: »Häuptlinge der großen Nation der Comanchen, möge Ratosh Euch Weisheit verleihen. Trachtet, dass die Entscheidung, die Ihr ausspricht, auch gerecht sei.«

Hierauf verneigte er sich ehrerbietig und entfernte sich.

Es trat eine Pause ein. Jeder dachte über die Worte, die eben gesprochen worden waren, ernsthaft nach. Endlich erhob sich der Älteste der Häuptlinge.

Es war ein ehrwürdiger Greis, dessen Körper mit unzähligen Narben bedeckt war, und der unter den seinen den Ruf großer Weisheit genoss.

Er hieß Eshis - die Sonne.

»Mein Sohn Adlerkopf hat«, sagte er, »dem Rat der Häuptlinge eine wichtige Eröffnung zu machen. Er möge reden, unsere Ohren stehen offen. Adlerkopf ist ein eben so weiser als tapferer Krieger, wir werden seine Worte mit Ehrfurcht anhören.«

»Ich danke Euch«, antwortete der Krieger, »mein Vater ist die Weisheit selbst, Ratosh hat keine Geheimnisse vor ihm.«

Die Häuptlinge verneigten sich.

Adlerkopf fuhr fort. »Die Bleichgesichter, unsere ewigen Verfolger, quälen und reizen uns beständig und zwingen uns, ihnen allmählich alle unsere Jagdreviere zu überlassen und uns wie schüchterne Rehe in die Tiefe der Wälder zu flüchten. Viele von ihnen wagen es, bis in die Prärien, die uns als Zufluchtsort dienen, zu dringen, Biberfallen aufzustellen und den Hirsch und Bison zu jagen, die unser Eigentum sind. Diese Menschen ohne Religion, der Abschaum ihres Volkes, berauben und morden uns, wenn sie es straflos können. Ist es gerecht, wenn wir ihre Räubereien ertragen müssen, ohne uns zu beklagen? Sollen wir uns wie furchtsame Ashahas abschlagen lassen, ohne zu versuchen, uns zu rächen? Heißt nicht das Gesetz der Prärien Auge um Auge, Zahn um Zahn? Mein Vater antworte! Wollen meine Brüder sagen, ob das gerecht ist?«

»Die Rache ist erlaubt«, sagte die Sonne, »es ist das unveräußerliche Recht des Schwachen und Unterdrückten, doch muss sie dem erlittenen Unrecht angemessen sein.«

»Gut! Mein Vater hat gesprochen wie ein weiser Mann, was denken meine Brüder?«

»Die Sonne kann nicht lügen, alles, was er sagt, ist gut«, antworteten die Häuptlinge.

»Hat sich mein Bruder über jemand zu beklagen?«, fragte der Greis.

»Ja«, fuhr Adlerkopf fort, »ich bin von einem weißen Jäger beschimpft worden. Er hat mein Lager mehrere Male angegriffen. Er hat in einem Hinterhalt mehrere meiner jungen Männer verwundet, ich bin selbst, wie Ihr noch sehen könnt, verwundet worden, die Wunde ist noch nicht vernarbt. Jener junge Mann ist überhaupt der ärgste Feind der Comanchen, die er wie wilde Tiere jagt, um sich an ihren Martern zu ergötzen und ihr Sterbegeräusch zu hören.«

Bei diesen, mit hinreißendem Feuer gesprochenen Worten lief ein Beben des Zorns durch die Reihen der Versammlung. Der ränkevolle Häuptling, welcher merkte, dass seine Sache bei den Zuhörern gewonnen habe, fuhr, ohne die innere Freude, die er darüber empfand, zu zeigen, fort: »Ich hätte diese Beleidigungen, so ernster Art sie auch sind, verzeihen können, wenn sie nur mich allein betroffen hätten. Aber hier handelt es sich um einen gemeinschaftlichen Feind, um einen Mann, der den Untergang des Volkes geschworen hat. Und deshalb darf ich, so bitter mir die Notwendigkeit auch erscheint, nicht zögern, ihn, in dem, was ihm das Teuerste ist, zu strafen. Seine Mutter ist in meinen Händen. Ich habe angestanden, sie zu opfern. Ich habe mich nicht durch den Hass blenden lassen. Ich habe gerecht sein wollen. Und so leicht es mir gewesen wäre, jene Frau zu töten, so habe ich es doch vorgezogen, zu warten, bis Ihr selbst, von unserem Volk verehrte Häuptlinge, mir den Befehl dazu gegeben habt. Ja, ich habe noch mehr getan, weil mir es so sehr widersteht, unnötiges Blut zu vergießen und den Unschuldigen für den Schuldigen zu strafen. Ich habe der Frau vier Tage Frist gegeben, damit ihr Sohn Zeit habe,

sie zu retten, indem er sich stellte, um statt ihrer die Qualen zu erleiden. Ein Bleichgesicht, einer meiner Gefangenen, ist gegangen, ihn zu suchen. Aber der Mann hat ein Hasenherz, der nur dem wehrlosen Feinde gegenüber Mut besitzt. Er ist nicht gekommen, er wird nicht kommen ... Heute mit dem Aufgang der Sonne war die von mir gewährte Frist abgelaufen. Wo ist der Mann? Er ist nicht erschienen! Was sagen meine Brüder? Habe ich recht gehandelt, bin ich zu tadeln? Oder soll die Frau an den Pfahl gebunden werden, damit die weißen Diebe, durch ihre Martern abgeschreckt, einsehen, dass die Comanchen fürchterliche Krieger sind, die keine Beleidigung ungestraft lassen? Ich habe gesprochen. Habe ich gut geredet, Ihr mächtigen Männer?«

Nachdem er diese lange Rede beendet hatte, setzte sich Adlerkopf wieder nieder, kreuzte die Arme über der Brust und wartete gesenkten Hauptes auf die Entscheidung der Häuptlinge.

Auf diese Rede folgte ein ziemlich langes Schweigen, endlich erhob sich die Sonne.

»Mein Bruder hat gut gesprochen«, sagte er, »seine Worte sind die eines Mannes, der sich nicht von der Leidenschaft beherrschen lässt. Alles, was er gesagt hat, ist gerecht. Unsere grausamen Feinde, die Weißen, arbeiten eifrig an unserem Untergang. So schwer uns auch der Tod jener Frau fallen möge, so ist er notwendig.«

»Er ist notwendig!«, wiederholten die Häuptlinge und neigten das Haupt.

»Geht«, fuhr die Sonne fort, »trefft die Vorbereitungen. Gebt dem Gericht das Ansehen einer Sühne und nicht das einer Rache. Es muss sich jeder davon überzeugen, dass die Comanchen keine Freude darin suchen, die Frauen zu quä-

len, aber dass sie die Schuldigen zu strafen wissen. Ich habe gesprochen.«

Die Häuptlinge erheben sich, und nachdem sie den Greis ehrerbietig begrüßt hatten, entfernten sie sich.

Adlerkopf hatte seinen Zweck erreicht. Er konnte sich rächen, ohne die Verantwortlichkeit für eine Tat, deren ganze Schändlichkeit er wohl begriff, auf sich zu nehmen, sondern es war ihm gelungen, die Häuptlinge seines Volkes unter dem Schein einer Gerechtigkeit, um die er sich im Grunde sehr wenig kümmerte, daran zu beteiligen.

Man beeilte sich, die Vorbereitungen zu der Hinrichtung zu treffen.

Die Frauen schnitzten dünne Stäbchen aus Eschenholz, um sie unter die Nägel zu stecken. Andere bereiteten das Mark des Holunderbaumes vor, um mithilfe von Schwefel Luntens daraus zu machen, während die Jüngsten in den Wald gingen, um grünes Reisholz herbeizutragen, das dazu bestimmt war, die zum Tode Verurteilten langsam zu verbrennen, während sie durch den Rauch erstickt wurde.

Während dieser Zeit hatten die Männer einen zum Marterpfahl ausgewählten Stamm von der Rinde ganz abgeschält, worauf sie ihn mit Hirschtalgfett, untermischt mit rotem Oker, bestrichen. Am Fuß desselben hatten sie einen Holzstoß errichtet. Nachdem das geschehen war, war der Zauberer gekommen, um den Baum mit geheimnisvollen Worten zu beschwören und ihn zu dem bestimmten Zweck geschickt zu machen.

Als diese Vorbereitungen beendet waren, wurde die Verurteilte an den Fuß des Pfahles geführt, ohne gebunden zu sein auf den Holzstoß, der zu ihrer Verbrennung dienen sollte, gesetzt. Und nun begann der Skulptanz.

Die unglückliche Frau war scheinbar ruhig, sie hatte ihr Leben zum Opfer gebracht. Nichts von dem, was um sie her vorging, konnte sie erschüttern.

Ihre fieberhaft brennenden und von Tränen geschwollenen Augen irrten zwecklos auf der Menge umher, die sie heulend wie wilde Tiere umgab. Ihr Geist war indessen so scharf und hell wie in ihren besten Tagen. Die arme Mutter hegte eine Furcht, die ihr das Herz bedrückte und sie eine Qual erdulden ließ, gegen welche diejenige, die ihr die Indianer zugebracht hatten, nichts war. Sie zitterte, wenn sie daran dachte, dass ihr Sohn, von dem schrecklichen Schicksal, das ihrer harrete, unterrichtet, herbeieilen könnte, um sie zu retten und sich seinen grausamen Feinden auszuliefern. Sie lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf das leiseste Geräusch. Sie meinte jaden Augenblick den eiligen Schritt ihres Sohnes zu vernehmen, der ihr zu Hilfe eilte. Ihr Herz bebte vor Angst. Sie betete aus tiefster Seele zu Gott, dass er gestatten möge, dass sie statt ihres geliebten Kindes sterben könne.

Der Skulptanz drehte sich wild um sie herum.

Eine Menge großer, schöner, prächtig geschmückter Krieger, deren Gesichter aber geschwärzt waren, drehten sich zwei und zwei um den Pfahl. Sieben mit Trommeln und Chichikouès versehenen Musikanten, die Eulenfedern auf dem Kopf trugen, welche nach hinten zurückfielen, gingen ihnen voran.

Die Krieger trugen Flinten und Streitäxte in der Hand, die mit schwarzen Federn und rotem Tuche verziert waren und deren Kolben sie beim Tragen auf den Boden stemmten.

Die Männer bildeten einen weiten Halbkreis um den

Pfahl, ihnen gegenüber und den Kreis schließend, tanzten die Frauen.

Adlerkopf, der die Krieger anführte, trug einen langen Stab, an dessen Spitze ein menschlicher Haarschmuck hing, über welchem eine ausgestopfte Elster mit ausgebreiteten Flügeln befestigt war. Ein wenig tiefer befand sich an dem Stab ein zweiter Skalp, eine Luchshaut mit Federn.

Als man eine kurze Zeit auf diese Weise getanzt hatte, stellten sich die Musikanten an die Seite der Verurteilten und machten einen betäubenden Lärm, indem sie sangen und aus Leibeskräften auf ihre Trommeln schlugen und die Chichikouès schüttelten.

Dieser Tanz dauerte ziemlich lange, begleitet von einem scheußlichen Geheul, welches die Unglückliche, der es die fürchterlichen Qualen, die ihr bevorstanden, verkündete, hätte vor Schrecken wahnsinnig machen können.

Endlich berührte Adlerkopf die Verurteilte leicht mit dem Stab. Bei diesem Zeichen hörte der Lärm wie durch Zauberei auf, der Reigen wurde aufgelöst und jeder griff nach den Waffen.

Die Marter sollte beginnen.

Kapitel 20 - Die Martern

Sobald der Skulptanz beendet war, stellten sich die angesehensten Krieger mit den Waffen in der Hand vor den Pfahl, indessen die Frauen, besonders die älteren, die sich über die Verurteilte herwarfen, sie stießen, an den Haaren zogen und schlugen, ohne dass sie den geringsten Widerstand

leistete, oder auch nur versuchte, sich der schlechten Behandlung, der man sie aussetzte, zu entziehen.

Die unglückliche Frau ersehnte nur eins, die Marter beginnen zu sehen.

Sie war den Fortschritten des Skalptanzes mit fieberhafter Ungeduld gefolgt, so groß war ihre Angst, dass ihr geliebter Sohn sich zwischen sie und ihre Henker stellen könne.

Wie die Märtyrer der alten Zeit warf sie den Indianern vor, dass sie die kostbare Zeit mit überflüssigen Zeremonien verlören. Sie hätte sie, wenn sie die Kraft dazu gehabt hätte, zurechtgewiesen und wegen der Langsamkeit und Flauheit, mit der sie ihr Opfer zu betreiben schienen, verspottet haben.

Die Wahrheit zu sagen, war es den Comanchen, trotzdem ihnen die Strafe gerecht schien, doch unwillkürlich zuwider, eine wehrlose, alte Frau zu quälen, die ihnen niemals weder direkt noch indirekt geschadet hatte.

Sogar Adlerkopf empfand, trotz seines Hasses, etwas wie einen geheimen Vorwurf wegen des Verbrechens, was er beging. Statt die letzten Vorbereitungen zu betreiben, traf er sie mit einem Widerwillen und einer Lässigkeit, die er nicht überwinden konnte.

Es ist für tapfere Männer, die daran gewöhnt sind, sich den größten Gefahren auszusetzen, immer eine ehrlose Handlung, wenn sie ein schwaches Geschöpf, eine Frau, das keine anderen Waffen hat als ihre Tränen, zu martern. Wenn es ein Mann gewesen wäre, so würde der ganze Stamm einstimmig verlangt haben, dass man ihn an den Pfahl binden müsse.

Die indianischen Gefangenen spotten der Qualen, sie schmähen ihre Henker und werfen ihren Siegern in ihren

Sterbebesängen vor, dass sie feige und ungeübt in der Art, ihre Opfer zu quälen seien. Sie zählen ihre Heldentaten auf und nennen, ehe sie selbst unterliegen, die Zahl derjenigen, deren Haar sie geraubt haben, sie reizen überhaupt durch ihre Spöttereien und ihre verächtliche Haltung den Zorn ihrer Henker, entflammen ihren Hass von Neuem und rechtfertigen dadurch gewissermaßen die Grausamkeit derselben.

Doch welches Interesse konnte die Hinrichtung einer schwachen, ergebenen Frau haben, die bereits halb tot sich wie ein Lamm zur Schlachtbank führen ließ.

Dabei war nicht nur kein Ruhm zu erwerben, sondern man setzte sich noch dem allgemeinen Tadel aus.

Das sahen die Comanchen ein und handelten deshalb mit so großem Widerwillen und Unentschlossenheit, aber die Sache musste ein Ende nehmen.

Adlerkopf trat zu der Gefangenen und befreite sie von den Harpyien, die sie quälten.

»Frau«, sagte er in dumpfem Ton, »ich habe mein Wort gehalten. Dein Sohn ist nicht gekommen, du wirst sterben.«

»Dank«, sagte sie mit gebrochener Stimme und lehnte sich gegen einen Baum, um nicht zu fallen.

Der indianische Häuptling sah sie an, er hatte sie nicht verstanden. »Fürchtest du den Tod nicht?«, fragte er sie.

»Nein«, erwiderte sie und blickte ihn mit der Sanftmut eines Engels an, »er wird mir willkommen sein. Mein Leben ist nur ein langer Todeskampf gewesen, es wird eine Wohltat für mich sein, wenn ich sterbe.«

»Aber dein Sohn?«

»Mein Sohn ist gerettet, wenn ich sterbe. Du hast es bei den Gebeinen deines Vaters geschworen.«

»Ich habe es geschworen.«

»So überliefere mich doch dem Tode.«

»Sind denn die Weiber deines Volkes wie die indianischen Squaws, welche die Marter sehen, ohne zu beben?«, fragte der Häuptling erstaunt.

»Ja«, antwortete sie bewegt, »alle Mütter verachten sie, wenn es sich um ihre Kinder handelt.«

»Höre«, sagte der Indianer, der sich unwillkürlich von Mitleid ergriffen fühlte. »Auch ich habe eine Mutter, welche ich liebe. Wenn du es wünschst, kann ich deine Hinrichtung aufschieben bis zum Sonnenuntergang.«

»Warum das?«, antwortete sie mit rührender Naivität, »nein, Krieger, wenn dich mein Schmerz wirklich rührt, so kannst du mir eine Gnade, nur eine, gewähren.«

»Sprich«, sagte er eifrig.

»Lass mich sogleich sterben.«

»Wenn aber dein Sohn käme?«

»Was kümmert es dich? Du musst ein Opfer haben, nicht wahr? Nun wohl, dieses Opfer steht vor dir. Du kannst es nach Gefallen quälen. Warum zögerst du? Lass mich sterben, sage ich dir.«

»Dein Wunsch soll erfüllt werden«, antwortete der Comanche traurig. »Weib, bereite dich darauf vor.«

Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken und wartete.

Auf ein Zeichen Adlerkopfs fassten zwei Krieger die Gefangene und banden sie mitten um den Leib an den Pfahl.

Nun begann das Spiel mit dem Messer. Es besteht aus Folgendem: Jeder Krieger fasst sein Skalpiermesser mit dem Daumen und Zeigefinger bei der Spitze an und wirft es nach dem Opfer, aber so, dass ihm nur leichte Wunden beigebracht werden.

Die Indianer suchen bei ihren Hinrichtungen die Marter so lange wie möglich auszudehnen. Sie geben ihrem Feind den Gnadenstoß erst dann, wenn sie ihm das Leben allmählich, sozusagen stückweise, entrissen haben.

Die Krieger warfen ihre Messer mit so wunderbarer Geschicklichkeit, dass sie alle die Unglückliche streiften, ohne ihr etwas anderes als leichte Wunden zu verursachen.

Doch floss ihr Blut, sie hatte die Augen geschlossen, und ganz in sich gekehrt, betete sie inbrünstig und flehte um den Todesstoß.

Die Krieger, denen ihr Körper als Ziel diente, erhitzen sich allmählich. Die Neugier, der Wunsch, ihre Geschicklichkeit zu zeigen, waren bei ihnen an die Stelle des Mitleidens, welches sie anfangs empfunden hatten, getreten. Die Geschicktesten wurden mit lautem Geschrei und Gelächter für ihre Heldentaten belohnt.

Mit einem Wort, es geschah was immer, sowohl bei zivilisierten als bei wilden Völkern geschieht. Das Blut berauschte sie, ihr Ehrgeiz kam ins Spiel. Jeder strebte danach, es seinem Vorgänger zuvorzutun, und jede andere Rücksicht war vergessen.

Als alle ihre Messer geworfen hatten, nahm eine kleine Anzahl der geschicktesten Schützen ihre Flinten zur Hand.

Dies Mal galt es, einen sicheren Blick zu haben, denn eine schlecht gezielte Kugel konnte der Marter ein Ende machen und den Anwesenden das anziehende Schauspiel, von dem sie so viel Vergnügen erwarteten, entziehen.

Das arme, zusammengebückte Geschöpf gab bei jedem Schuss kein anderes Lebenszeichen, als ein nervöses Zittern, welches ihren ganzen Körper erschütterte.

»Lasst uns enden«, sagte Adlerkopf, dessen eisernes Herz

von so viel Mut und Entsagung erweicht wurde. »Die Krieger der Comanchen sind keine Jaguare. Die Frau hat genug gelitten, sie sterbe und damit gut.«

Unter den Squaws und Kindern, welche der Marter der Gefangenen am gierigsten gefolgt waren, entstand ein Murren des Missvergnügens.

Die Krieger hingegen waren der Ansicht des Häuptlings. Diese Hinrichtung, welcher die Schmähungen fehlten, die das Opfer gewöhnlich an seine Sieger richtet, hatte keinen Reiz für sie und sie schämten sich innerlich, eine Frau so hartnäckig zu quälen.

Man schenkte der Unglücklichen daher die hölzernen Stäbchen, welche unter die Nägel geschoben werden, die Schwefellunte, die man zwischen die Finger bindet, die Honigmaske, mit der das Gesicht überzogen wird, damit es die Bienen zerstechen und noch andere Martern, die einzeln aufzuzählen zu lange währen würden, und man bereitete den Scheiterhaufen, auf welchem sie verbrannt werden sollte.

Doch bevor man zum letzten Akt dieser scheußlichen Tragödie schritt, band man die arme Frau los. Man ließ sie einige Augenblicke zu Atem kommen und sich von den fürchterlichen Erschütterungen, welche sie ertragen musste, erholen.

Die Arme fiel erschöpft, beinahe ohnmächtig hin.

Adlerkopf näherte sich ihr. »Meine Mutter ist mutig«, sagte er, »mancher Krieger hätte die Prüfungen nicht mit so viel Mut bestanden.«

Ein mattes Lächeln flog über ihre bläulichen Lippen. »Ich habe einen Sohn«, sagte sie mit einem unaussprechlich sanften Blick, »ich leide für ihn.«

»Ein Krieger, der eine solche Mutter hat, ist glücklich.«

»Warum wird mein Tod verzögert? Es ist grausam, so zu handeln. Die Krieger sollen nicht grausam gegen Frauen sein.«

»Meine Mutter hat recht, ihre Qualen sind beendet.«

»Werde ich endlich sterben?«, sagte sie mit einem Seufzer der Erleichterung.

»Ja, der Scheiterhaufen wird errichtet.«

Die arme Frau fühlte sich bei dieser grässlichen Nachricht unwillkürlich erbeben. »Mich verbrennen«, rief sie voll Entsetzen, »warum will man mich verbrennen?«

»Es ist so Brauch.«

Sie ließ den Kopf in ihre Hände sinken, doch bald richtete sie sich wieder auf, sandte einen begeisterten Blick gen Himmel und murmelte mit Ergebenheit: »Mein Gott, dein Wille geschehe.«

»Fühlt sich meine Mutter stark genug, um an den Pfahl gebunden zu werden?«, fragte der Häuptling mitleidig.

»Ja«, sagte sie und stand entschlossen auf.

Adlerkopf konnte eine Gebärde der Bewunderung nicht unterdrücken. »Kommt!«, sagte er.

Die Gefangene folgte ihm mit festem Schritt. Ihre ganze Kraft war wiedergekehrt, denn sie sollte endlich sterben!

Der Häuptling führte sie zum Blutpfahl, an welchen sie zum zweiten Mal festgebunden wurden. Man häufte Stücken grünen Holzes vor ihr auf und brannte sie auf ein Zeichen Adlerkopfs an.

Anfangs entzündete sich das Feuer, wegen der Feuchtigkeit des Holzes, welches einen dicken Rauch entwickelte, nur sehr langsam. Endlich, nach einigen Sekunden, blitzte die Flamme auf, verbreitete sich allmählich und gewann in

wenigen Minuten eine bedeutende Kraft.

Die unglückliche Frau konnte einen Schrei des Entsetzens nicht unterdrücken.

Im selben Augenblick erschien ein Reiter, der mit verhängtem Zügel heransprengte, mitten im Lager. Mit einem Sprung war er abgestiegen, und ehe man Zeit gewonnen hatte, ihn daran zu verhindern, begann er das Holz des Scheiterhaufens auseinanderzureißen und zerschnitt die Fesseln des Opfers.

»Ach! Warum bist du gekommen?, murmelte die unglückliche Frau und fiel ihm um den Hals.

»Meine Mutter! Verzeih mir!«, rief Treuherz verzweiflungsvoll. »Großer Gott! Was hast du leiden müssen.«

»Geh! Geh, Rafael!«, wiederholte sie und überhäufte ihn mit Liebkosungen, »lass mich statt deiner sterben. Soll eine Mutter nicht für ihr Kind ihr Leben lassen?«

»Ach! Sprich nicht so, Mutter! Du machst mich wahnsinnig!«, sagte der junge Mann und drückte sie verzweiflungsvoll ans Herz.

Indessen hatte sich die Bewegung, welche Treuherz' plötzliches Erscheinen im Lager verursacht hatte, wieder gelegt. Die indianischen Krieger zeigten wieder den Gleichmut, den sie bei jeder Gelegenheit zur Schau trugen.

Adlerkopf näherte sich dem Jäger.

»Mein Bruder ist willkommen«, sagte er, »ich erwartete ihn nicht mehr.«

»Hier bin ich, es war mir unmöglich, eher zu kommen. Meine Mutter ist vermutlich frei?«

»Sie ist frei.«

»Sie kann gehen, wohin sie will?«

»Wohin sie will.«

»Nein«, rief die Gefangene aus und trat dem indianischen Häuptling entschlossen entgegen, »es ist zu spät, ich muss sterben, mein Sohn hat nicht das Recht, an meine Stelle zu treten.«

»Mutter, was sagst du? ...«

»Was gerecht ist, Rafael«, fuhr sie lebhaft fort, »die Stunde, zu welcher du kommen solltest, ist vorüber. Du hast nicht das Recht, hier zu sein und meine Hinrichtung zu verhindern. Geh fort, geh, Rafael, ich beschwöre dich. Lass mich sterben, um dich zu retten«, fügte sie hinzu, indem sie in Tränen ausbrach und sich in seine Arme warf.

»Mutter«, erwiderte der junge Mann und überhäufte sie mit Liebkosungen. »Deine Liebe zu mir verblendet dich. Ich kann einen solchen Frevel nicht zugeben, nein, nein, ich allein werde hier bleiben.«

»Mein Gott, mein Gott«, sagte die arme Frau schluchzend. »Er will nichts hören! ... Es würde mich so glücklich machen, zu sterben, um ihn zu retten.«

Von einer Rührung überwältigt, die über ihre Kräfte ging, sank die arme Mutter ohnmächtig in die Arme ihres Sohnes.

Treuherz drückte einen langen, zärtlichen Kuss auf ihre Stirn und übergab sie dann Eusebio, der vor wenigen Augenblicken angekommen war.

»Geht!«, sagte er mit vor Schmerz erstickter Stimme, »meine Mutter! Möge sie glücklich sein, wenn ihr dies, ohne ihr Kind, noch möglich sein wird.«

Der alte Diener seufzte, drückte warm Treuherz' Hand, legte dann seine Gebieterin vor sich auf den Sattel, wandte sein Pferd und verließ langsam das Lager, ohne dass jemand sein Entfernen verhinderte.

Treuherz folgte seiner Mutter mit Blicken, solange er sie sehen konnte. Als sie verschwunden und die Tritte des Pferdes, das sie trug, verhallt waren, stieß er einen unterdrückten Seufzer aus, strich sich mit der Hand über die Stirn und murmelte: »Nun ist alles vorbei! Mein Gott! Wach du über ihr!«

Dann wandte er sich zu den indianischen Häuptlingen, die ihn mit einer Mischung von Ehrerbietung und Verwunderung betrachteten.

»Krieger der Comanchen!«, sagte er mit fester, eindringlicher Stimme und einem vernichtenden Blick. »Ihr seid alle Feiglinge! Echte Männer quälen keine Frau!«

Bei diesen Worten setzte er dem unschuldigen Geschöpf eine Pistole vor die Stirn, das, als es die Kälte des Eisens fühlte, ein erbärmliches Geschrei ausstieß.

»O!«, stöhnte Adlerkopf verzweiflungsvoll, »mein Sohn! Gebt mir meinen Sohn wieder!«

»Und deine Frau, hast du die vergessen?«, antwortete Belhumeur achselzuckend und mit ironischem Lächeln.

»Welches sind Eure Bedingungen?«, fragte Treuherz.

Zweiter Teil

Waktehno - der, welcher tötet

Kapitel 1 - Treuherz

Die Lage der Dinge hatte sich völlig geändert.

Die Jäger, die sich einen Augenblick vorher in der Gewalt der Indianer befanden, waren nicht nur frei, sondern konnten jetzt sogar harte Bedingungen stellen.

Viele Flinten waren auf den Kanadier gerichtet worden, zahlreiche Pfeile zielten nach ihm. Aber auf ein Zeichen Adlerkopfs waren die Flinten zurückgezogen und die Pfeile wieder in die Köcher gesteckt worden.

Die Schmach, von zwei Männern überlistet worden zu sein, die ihnen mitten in ihrem Lager keck trotzten, entstammte die Herzen der Comanchen zu heftigem Zorn. Sie erkannten die Unmöglichkeit eines Kampfes mit ihren kühnen Widersachern. Was konnten sie auch jenen unerschrockenen Waldläufern, die ihr Leben für nichts achteten, anhaben?

Sie töten?

Sie würden die Gefangenen, die man retten wollte, vor ihrem Ende erbarmungslos umgebracht haben.

Bei den Rothäuten ist die Verwandtenliebe das entwickelste Gefühl.

Der wildeste Krieger wird nicht anstehen, für seine Frau und Kinder Zugeständnisse zu machen, die ihm sonst die grausamsten Martern nicht entreißen würden. Und Adlerkopf dachte, als er seine Frau und seinen Sohn in den Händen Belhumeurs sah, nur an ihre Rettung.

Die Indianer sind vielleicht diejenigen Menschen, die sich den Anforderungen einer unvorhergesehenen Lage am leichtesten fügen.

Der Comanchenhäuptling drängte den Hass und den Zorn, die ihn verzehrten, in sein Herz zurück. Er warf mit einer edlen und anmutigen Bewegung, die Decke, welche ihm als Mantel diente, zurück und näherte sich den Jägern mit ruhigem Gesicht und lächelndem Mund.

Diese, denen die Handlungsweise aus alter Erfahrung hinlänglich bekannt war, erwarteten scheinbar ruhig den Erfolg ihres kühnen Handstreiches.

»Meine bleichen Brüder«, sagte der Häuptling, »sind voll Weisheit, obgleich ihr Haar schwarz ist. Sie kennen alle Listen, deren sich große Krieger zu bedienen pflegen, sie besitzen die Schlauheit des Bibers und den Mut des Löwen.«

Beide Männer verneigten sich schweigend.

Adlerkopf fuhr fort: »Da sich mein Bruder Treuherz im Lager der Comanchen von den großen Seen befindet, so ist die Stunde gekommen, wo die zwischen ihm und den Rothäuten aufgestiegenen Wolken zerteilt werden sollen. Treuherz ist gerecht, er rede ohne Furcht. Er steht vor den berühmten Häuptlingen, welche ihr Unrecht, wenn sie ein solches gegen ihn begangen haben sollten, unbedenklich eingestehen werden.«

»Ha! Ha!«, antwortete der Kanadier hohnlachend, »Adlerkopf hat ja seine Gesinnung gegen uns recht schnell geändert. Meint er, uns durch leere Worte täuschen zu können?«

Ein Blitz des Hasses leuchtete in den dunklen Augen des Indianers auf. Aber es gelang ihm, sich mit einer beinahe übermenschlichen Anstrengung zu bezwingen.

Plötzlich stellte sich ein Mann zwischen die Redenden.

Es war Eshis, der geehrteste Krieger des Stammes.

Der Greis erhob langsam die Arme.

»Hört mich an, meine Kinder«, sagte er, »alles muss sich heute aufklären, die bleichen Jäger werden die Kalumets im Rat rauchen.«

»Also sei es«, sagte Treuherz.

Auf einen Wink der Sonne versammelten sich die angesehensten Anführer um ihn.

Belhumeur hatte seine Stellung beibehalten. Er war bereit, seine Gefangenen auf die geringste verdächtige Bewegung zu opfern.

Als die Pfeife im Kreis, der sich um die Jäger gebildet hatte, herumgegangen war, sammelte sich der alte Häuptling. Dann, nachdem er sich vor den Weißen verneigt hatte, sprach er wie folgt: »Krieger, ich danke dem Herrn des Lebens dafür, dass er uns Rothäute lieb hat und dass er uns heute die bleichen Männer schickt, damit sie uns endlich ihr Herz öffnen. Fasst Mut, junge Leute, lasst Eure Seelen nicht schwer werden und haltet den bösen Geist fern von Euch. Wir lieben dich, Treuherz, wir haben von deiner Menschlichkeit gegenüber den Indianern gehört. Wir glauben, dass dein Herz offen ist, und dass das Blut in deinen Adern hell wie die Sonne fließt. Es ist wahr, dass wir Indianer nicht viel Verstand haben, wenn uns das Feuerwasser beherrscht, und dass wir bei verschiedenen Gelegenheiten dein Missfallen erregt haben mögen. Aber wir hoffen, dass du nicht mehr daran denken werdest und dass, solange du und wir in der Prärie sind, wir nebeneinander jagen werden, wie es Kriegern, die sich lieben und ehren, zukommt.«

Treuherz antwortete: »Ihr, Häuptlinge und übrigen Glie-

der der Nation der Comanchen von den großen Seen, deren Augen offen sind. Ich hoffe, dass Ihr den Worten meines Mundes Gehör schenken werdet. Der Herr des Lebens hat mir das Gehirn geöffnet und hat meiner Brust freundliche Worte eingeblasen. Mein Herz ist voll Gefühl für Euch, Eure Weiber, Eure Kinder. Und was ich Euch jetzt sage, entspringt aus meinem und meines Freundes verborgenen Gefühlen. Nie ist mein Hatto in der Prärie den Jägern Eurer Nation verschlossen worden. Warum bekriegt Ihr mich? Warum martert Ihr meine Mutter, die eine alte Greisin ist? Und warum wollt Ihr mir das Leben nehmen? Es widersteht mir, indianisches Blut zu vergießen. Denn, ich wiederhole es, trotz des Bösen, das Ihr mir zugefügt habt, eilt Euch mein Herz entgegen.«

»Oah!«, unterbrach ihn Adlerkopf, »mein Bruder redet gut, aber die Wunde, die er mir beigebracht, ist noch nicht vernarbt.«

»Mein Bruder ist ein Narr«, antwortete der Jäger. »Hält er mich für so ungeschickt, dass ich ihn nicht hätte töten können, wenn das meine Absicht gewesen wäre. Ich werde Euch beweisen, wessen ich fähig bin und wie ich den Mut eines Kriegers auffasse. Es kostet mich nur einen Wink, und jene Frau und jenes Kind haben aufgehört zu leben.«

»Ja«, bekräftigte Belhumeur.

Ein Zittern durchlief die Reihen der Versammlung.

Adlerkopf fühlte, dass ihm der kalte Schweiß auf der Stirn stand.

Treuherz schwieg einen Augenblick und heftete seinen Blick, dessen Ausdruck unbeschreiblich war, auf die Indianer. Dann zuckte er verächtlich die Achseln, warf seine Waffen zu seinen Füßen und, die Arme über seiner breiten

Brust kreuzend, wandte er sich zu dem Kanadier.

»Belhumeur«, sagte er in ruhigem und vollkommen klarem Ton, »gib den zwei armen Geschöpfen die Freiheit wieder.«

»Was fällt dir ein?«, rief der Jäger ganz verblüfft aus. »Das wäre dein Todesurteil!«

»Ich weiß es.«

»Nun?«

»Ich bitte dich darum.«

Der Kanadier antwortete nicht. Er fing an, durch die Zähne zu pfeifen, zog sein Messer und durchschnitt mit einem Zug die Fesseln seiner Gefangenen. Diese sprangen wie Jaguare und eilten mit Freudengeschrei unter ihre Freunde, um sich zu verbergen. Belhumeur steckte hierauf sein Messer wieder in den Gürtel, warf seine Waffen weg, stieg vom Pferd und stellte sich entschlossen neben Treuherz.

»Was tust du da?«, rief dieser aus. »Rette dich, mein Freund!«

»Mich retten, warum das?«, antwortete der Kanadier sorglos, »mit Nichten. Da man endlich doch sterben muss, ist es mir eben so lieb, ich sterbe lieber heute als morgen, vielleicht bietet sich mir keine so gute Gelegenheit wieder.«

Beide Männer schüttelten sich kräftig die Hand.

»Jetzt, Häuptlinge«, sagte Treuherz mit ruhiger Stimme zu den Indianern gewandt, »sind wir in Eurer Gewalt, handelt, wie Euch gut dünkt.«

Die Comanchen sahen sich einen Augenblick betroffen an. Die stoische Entsagung dieser beiden Männer, die durch die kühne Tat des einen von ihnen in der Lage waren, nicht nur sich zu retten, sondern auch Bedingungen zu stellen, und die, anstatt diesen ungeheuren Vorteil zu be-

nutzen, ihre Waffen von sich warfen und sich in ihre Hände gaben, schien ihnen die berühmtesten Heldentaten, deren man sich bei ihrem Volk erinnern konnte, zu übertreffen.

Es folgte eine ziemlich lange Pause, während welcher man die Herzen der eisernen Männer hätte können in ihrer Brust klopfen hören, denn durch ihre urwüchsige, ganz auf das Gefühl wirkende Erziehung sind sie befähigter, als man glauben sollte, alle wahren Empfindungen und wirklich edlen Handlungen zu würdigen.

Endlich warf Adlerkopf nach einigem Zögern seine Waffen weg. Sich den Jägern nähernd, sagte er mit bewegter Stimme, welche gegen die gleichgültige und unbewegte Stimme, die er vergeblich beizubehalten suchte, seltsam abstach: »Es ist wahr, Ihr Krieger der Bleichgesichter, dass Ihr vielen Verstand besitzt, welcher die Worte, die Ihr zu uns redet, mildert, und das hören wir alle. Auch wissen wir, dass die Wahrheit Eure Lippen geöffnet hat. Es fällt uns Indianern, die wir nicht die Einsicht der Weißen besitzen, sehr schwer, nicht zuweilen tadelnswerte Handlungen zu begehen. Aber wir hoffen, dass Treuherz die Haut von seinem Herzen ziehen werde, damit es klar sei, wie das unsere, und dass zwischen uns das Beil so tief vergraben werde, dass die Söhne unserer Enkel es nach tausend Monden und noch hundert dazu, nicht wiederfinden können.«

Hierauf legte er dem Jäger die Hände auf die Schulter und küsste ihn auf die Augen, indem er fortfuhr: »Treuherz möge mein Bruder sein!«

»Es sei!«, sagte der Jäger, über diese Entwicklung erfreut. »Ich werde für die Comanchen von nun an so viel Freundschaft hegen, wie sie mir bisher Misstrauen eingeflößt ha-

ben.« Die indianischen Häuptlinge drängten sich um ihre neuen Freunde, welche sie mit der Naivität, die unverdorbenen Charakteren eigen ist, mit Zeichen der Freundschaft und Ehrerbietung überhäuften.

Die beiden Jäger waren unter dem Stamm der Schlange längst bekannt und ihr Ruf war begründet. Die Berichte von ihren Taten hatten oft die jungen Leute, denen sie nachts am Feuer von den alten Kriegern erzählt wurden, mit Bewunderung erfüllt.

Die Versöhnung zwischen Treuherz und Adlerkopf war aufrichtig gewesen, keine Spur des früheren Hasses bestand mehr unter ihnen.

Der Heldenmut des weißen Jägers hatte den Groll des Kriegers der Rothäute überwunden.

Beide Männer saßen vor dem Eingang einer Hütte und plauderten friedlich miteinander, als ein lauter Schrei ertönte und ein Indianer, mit vor Schreien entstellten Zügen, sich in das Lager stürzte.

Jeder drängte sich um den Mann, um die Neuigkeit zu hören. Aber als der Indianer Adlerkopf erblickte, trat er zu ihm.

»Was geht vor?«, fragte der Häuptling.

Der Indianer richtete einen wilden Blick auf Treuherz und Belhumeur, welche so wenig wie die anderen begreifen konnten, woher der panische Schrecken komme.

»Gebt wohl acht, dass die beiden Bleichgesichter nicht entkommen. Wir sind verraten«, sagte er, infolge seines Laufens mit abgebrochener, atemloser Stimme.

»Mein Bruder spreche deutlicher«, befahl Adlerkopf.

»Alle weißen Trapper, die langen Messer des Westens haben sich vereinigt. Sie bilden einen Kriegstrupp von mehr

als hundert Mann. Sie rücken heran und haben ihre Kräfte so verteilt, dass sie das ganze Lager von allen Seiten zugleich einschließen können.«

»Weißt du gewiss, dass die Jäger als Feinde kommen?«, fragte der Häuptling wieder.

»Wie könnte man anders glauben?«, antwortete der indianische Krieger. Sie kriechen wie Schlangen im hohen Gras, mit vorgestreckter Flinte und das Skalpmesser zwischen den Zähnen haltend. Häuptlinge, wir sind verraten. Jene beiden Männer sind in unsere Mitte geschickt worden, um unsere Wachsamkeit zu täuschen.«

Adlerkopf und Treuherz wechselten ein Lächeln, dessen Ausdruck unbeschreiblich war und welches für andere als für sie ein Rätsel blieb.

Der Häuptling der Comanchen wandte sich zu dem Indianer. »Hast du«, fragte er, »denjenigen gesehen, der die Jäger anführt?«

»Ja, ich habe ihn gesehen.«

»Und ist es Amick - der Schwarze Hirsch - der erste Wächter der Biberfallen Treuherz?«

»Wer könnte es sonst sein?«

»Gut, entferne dich!«, sagte der Häuptling und verabschiedete den Boten mit einer Kopfbewegung. Dann wandte er sich zu dem Jäger.

»Was ist zu tun?«, fragte er ihn.

»Nichts«, antwortete dieser, »das ist meine Sache, mein Bruder, lass mich allein handeln.«

»Mein Bruder kann tun, was er will.«

»Ich gehe den Jägern entgegen«. Adlerkopf mag seine jungen Leute bis zu meiner Rückkehr im Lager behalten.«

»Das soll geschehen.«

Treuherz warf seine Flinte über die Schulter, gab Belhumeur einen Händedruck, lächelte dem Comanchenhäuptling zu und schritt mit dem ihm eigentümlichen sicheren und zugleich ruhigen Schritt dem Wald zu. Er verschwand bald hinter den Bäumen.

»Hm!«, sagte Belhumeur, idem er seine indianische Pfeife anzündete, »du siehst, Häuptling, dass es in dieser Welt zuweilen keine schlechte Spekulation ist, wenn man sich von seinem Herzen leiten lässt.«

Nachdem er diese philosophische Sentenz ausgesprochen hatte, die ihm überaus treffend vorkam, hüllte sich der Kanadier selbstzufrieden in eine dicke Rauchwolke ein.

Alle an den Grenzen des Lagers verstreuten Schildwachen wurden auf Befehl des Häuptlings zurückbeordert.

Die Indianer erwarteten angstvoll das Resultat der von Treuherz ergriffenen Maßregel.

Kapitel 2 - Die Piraten

Es wurde Abend, ungefähr in der Mitte des Weges zwischen dem Lager der Mexikaner und demjenigen der Comanchen, als in einer von zwei hohen Hügeln eingeschlossenen Schlucht eine Anzahl von ungefähr vierzig Männern an mehreren Feuern lagerten, welche so verteilt waren, dass deren Schein ihre Gegenwart nicht verraten konnte.

Der seltsame Anblick, welchen die Gesellschaft Abenteurer mit düsterem Antlitz, wildem Blick und schmutzigen, wunderlichen Anzügen darbot, wäre ein würdiger Gegenstand für den satirischen Griffel Callots oder den Pinsel Sal-

vator Rosas gewesen.

Die Männer, eine heterogene Mischung aller Nationalitäten, welche die zwei Welthälften von den Russen bis zu den Chinesen bevölkern, war die vollständigste Sammlung von Schurken, die man sich vorstellen kann. Räuber und Mörder ohne Heimat und Religion, ohne Treue und Glauben, der wahre Abschaum der Zivilisation, welche sie ausgestoßen und genötigt hatte, in den Prärien des Westens einen Zufluchtsort zu suchen. Sogar in jenen Einöden bildeten sie eine Gesellschaft für sich, kämpften bald gegen die Jäger, bald gegen die Indianer und übertrafen sich gegenseitig an Grausamkeit und Schurkereien.

Jene Männer waren mit einem Wort, was man dem allgemeinen Übereinkommen nach die Piraten der Prärien genannt hat.

Eine Bezeichnung, die in jeder Beziehung auf sie passt, da sie gleich ihren Namensbrüdern auf dem Meer, alle Flaggen aufziehen oder vielmehr mit Füßen treten, alle Reisenden anfallen, die sich allein in die Prärien wagen, die Karawanen angreifen und plündern, und, wenn sie keine andere Beute haben, sich hinterlistig im hohen Gras auf die Lauer legen, um die Indianer abzufangen, zu töten und damit die Prämie zu gewinnen, welche die väterliche Regierung der Vereinigten Staaten für das Haar eines Eingeborenen ausgesetzt hat, wie man in Frankreich die Köpfe der Wölfe bezahlt.

Die Bande wurde von dem Captain Wakteho, den wir schon Gelegenheit hatten, vorzuführen, befehligt.

Es herrschte unter jenen Räubern eine Aufregung, die auf ein geheimnisvolles Unternehmen schließen ließ. Einige putzten und luden ihre Gewehre, andere besserten ihre

Kleidungsstücke aus, oder rauchten und tranken Mezcal, oder schiefen, in ihre zerlöcherten Mäntel eingewickelt.

Die gesattelten und zum Aufsitzen fertigen Pferde waren an Pfähle gebunden.

An verschiedenen Orten hatte man Schildwachen aufgestellt, die sich schweigend und unbeweglich, wie Standbilder von Erz, auf ihre lange Büchsen lehnten und für die Sicherheit aller wachten.

Die blassen Lichter des allmählich verlöschenden Feuers warfen rötliche Reflexe auf das Bild, welche den Piraten einen noch wilderen Ausdruck verliehen.

Der Captain schien sich in großer Unruhe zu befinden. Er ging mit langen Schritten unter seinen Untergebenen umher, stampfte zornig mit dem Fuß und hielt von Zeit zu Zeit inne, um den Lauten der Prärie zu lauschen.

Die Nacht wurde dunkler und dunkler, der Mond war verschwunden, der Wind heulte dumpf in den Bergen, die Räuber hatten sich einer nach dem anderen allmählich dem Schlummer überlassen.

Der Captain wachte noch allein.

Plötzlich glaubte er in der Ferne einen Schuss zu hören, dann einen zweiten, worauf die vorige Stille wieder eintrat.

»Was soll das bedeuten?«, murmelte der Captain zornig, »haben sich meine Schlingel etwa überfallen lassen?«

Dann hüllte er sich sorgfältig in seinen Mantel und ging mit großen Schritten in die Richtung, wo der Schuss gefallen war.

Die Finsternis war so groß, dass sich der Captain trotz seiner Ortskenntnis durch die Wurzeln und das Gestrüpp, die ihm bei jedem Schritt den Weg versperrten, nur langsam fortbewegen konnte. Mehre Male sah er sich genötigt, ste-

hen zu bleiben, um sich zu orientieren, ehe er seinen Weg, den die Felsenblöcke und das Dickicht vor ihm ihn beständig zu verlassen nötigten, fortsetzen konnte.

Während einer dieser Haltepunkte glaubte er ein leises Rauschen in den Blättern und Zweigen zu hören, ähnlich demjenigen, welches durch den eiligen Lauf eines Menschen oder wilden Tieres im Dickicht verursacht wird.

Der Captain versteckte sich hinter den Stamm eines riesigen Anjoubaumes, ergriff seine Pistolen, lud sie, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, und lauschte mit vorgestrecktem Kopf.

Alles war still um ihn. Es war zu jener geheimnisvollen Stunde der Nacht, wo die Natur zu schlafen scheint, und wo alle namenlosen Laute der Wildnis verstummen, um, nach der indianischen Redeweise, nur das Schweigen hörbar zu machen.

»Ich habe mich geirrt«, murmelte der Räuber und machte eine Bewegung, um wieder umzukehren. In dem Augenblick wiederholte sich das Geräusch deutlicher und näher und ein ersticktes Stöhnen folgte unmittelbar darauf.

»Bei Gott!«, sagte der Captain, »das fängt an, interessant zu werden, und ich muss es ergründen.«

Nach einigen Minuten eines schnellen Laufes sah er wenige Schritte vor sich den undeutlichen Umriss eines Menschen durch die Dunkelheit gleiten. Der Mensch, wer es immer auch sein mochte, schien mit Mühe zu gehen. Er stolperte bei jedem Schritt und hielt von Zeit zu Zeit inne, um Kräfte zu sammeln.

Zuweilen stieß er einen erstickten Seufzer aus. Der Captain warf sich ihm entgegen, um ihm den Weg zu versperren.

Als ihn der Fremde erblickte, stieß er einen Schrei des Schreckens aus, fiel auf beide Knie nieder und murmelte mit vor Entsetzen bebender Stimme: »Gnade! Gnade! Tötet mich nicht!«

»Was tausend!«, sagte der Captain erstaunt, »das ist ja Schwätzer! Wer Teufel hat ihn denn so zugerichtet!«

Er beugte sich zu ihm herab.

Es war wirklich der Führer.

Er war ohnmächtig.

»Dass dich die Pest, Dummkopf!«, murmelte der Captain ungeduldig, »wie soll ich ihn jetzt ausfragen?«

Aber der Pirat war ein Mann, der sich zu helfen wusste. Er steckte seine Pistolen wieder in den Gürtel und den Verwundeten aufhebend, lud er ihn auf seine Schulter.

Mit dieser Last beladen, die ihn keineswegs zu hindern schien, ging er mit hastigen Schritten den Weg, den er gekommen war, zurück und betrat wieder sein Lager.

Er legte den Führer neben ein halb verlöschtes Kohlenfeuer, auf welches er einige Arme voll trockenen Holzes warf, um es wieder zu beleben. Bald erlaubte ihm eine helle Flamme, den Mann, der ohne Besinnung zu seinen Füßen lag, näher zu betrachten.

Das Gesicht Schwätzers war erdfahl, ein kalter Schweiß war auf seiner Stirn und aus einer Wunde in der Brust floss das Blut in Strömen.

»Cascaras!«, murmelte der Captain, »der arme Teufel ist übel zugerichtet. Wenn er nur, ehe er abfährt, sagen kann, wer ihm so mitgespielt hat und was aus Kennedy geworden ist.«

Wie alle Waldläufer besaß auch der Captain einige praktische, medizinische Kenntnisse. Er wusste eine Schusswun-

de wohl zu behandeln.

In Folge der Pflege, die er dem Räuber angedeihen ließ, kam dieser in Kurzem wieder zu sich. Er stieß einen tiefen Seufzer aus, öffnete die starren Augen und konnte ziemlich lange kein Wort reden. Indessen gelang es ihm, nach einigen vergeblichen Versuchen sich mithilfe des Captains aufrecht zu setzen. Er schüttelte den Kopf zum wiederholten Mal und sagte mit stockender Stimme traurig zu ihm: »Alles ist verloren, Captain! Unser Unternehmen ist gescheitert.«

»Tausend Teufel! ...«, rief der Räuber aus und stampfte wütend mit dem Fuß. »Wie ist denn das Unglück über uns gekommen?«

»Das junge Mädchen ist ein Satan!«, fuhr der Führer mit immer schwächer werdender Stimme fort, indessen sein pfeifender Atem bewies, dass er nur noch wenige Augenblicke zu leben habe.

»Sage mir«, erwiderte der Captain, der den Ausruf des Verwundeten nicht verstanden hatte, »sage mir, wenn du kannst, was sich zugetragen hat, und wer dein Mörder ist, damit ich dich rächen kann.«

Ein düsteres Lächeln glitt mühsam über die bläulichen Lippen des Führers. »Der Name meines Mörders?«, sagte er in spöttischem Ton.

»Ja.«

»Es ist Donna Luz.«

»Donna Luz!«, rief der Captain erstaunt aufspringend aus, »unmöglich!«

»Hört!«, fuhr der Führer fort, »meine Stunden sind gezählt, bald werde ich tot sein. In meiner Lage pflegt ein Mann nicht mehr zu lügen. Lasst mich reden, ohne mich zu

unterbrechen. Ich weiß nicht, ob ich Zeit haben werde, Euch alles zu sagen, bevor ich abgerufen werde, um *dem* Rechenschaft abzulegen, der alles weiß.«

»Rede«, sagte der Captain.

Und da die Stimme des Verwundeten immer schwächer und schwächer wurde, kniete er neben ihm nieder, um keines seiner Worte zu überhören.

Der Führer schloss die Augen, sammelte sich einige Minuten und sagte dann mühsam: »Gebt mir Branntwein!«

»Bist du toll, der Branntwein wird dich umbringen.«

Der Verwundete schüttelte den Kopf.

»Er wird mir die nötigen Kräfte geben, damit Ihr alles hören könnt, was ich Euch zu sagen habe. Bin ich nicht bereits halb tot?«

»Das ist wahr!«, murmelte der Captain.

»So zögert nicht«, fuhr der Verwundete, der ihn gehört hatte, fort, »ich habe Euch wichtige Dinge mitzuteilen.«

»Nun gut!«, murmelte der Räuber nach einigem Zögern, fasste nach seiner Feldflasche und führte sie an die Lippen des Führers.

Dieser trank ziemlich lange in gierigen Zügen. Eine fieberhafte Röte färbte seine Wangen, seine beinahe erloschenen Augen hellten sich auf und erhielten einen lebhaften Glanz.

»Jetzt«, sagte er mit ziemlich fester und lauter Stimme, »unterbrecht mich nicht. Sobald Ihr seht, dass ich schwächer werde, lasst Ihr mich trinken, vielleicht habe ich Zeit, Euch alles zu berichten.«

Der Captain machte eine zustimmende Bewegung, und Schwätzer begann.

Seine Erzählung währte lange, wegen der oftmaligen Un-

terbrechungen, zu denen ihn seine Schwäche zwang.

Als er geendet hatte, fügte er hinzu: »Wie Ihr seht, ist das Mädchen, wie ich schon früher gesagt habe, ein Satan. Sie hat Kennedy und mich getötet. Gebt es auf, sie zu fangen, Captain, es ist ein zu gefährliches Wild, Ihr werdet Euch ihrer nicht bemächtigen können.«

»Bah!«, sagte der Captain und runzelte die Stirn. »Meinst du, dass ich meine Pläne so leicht aufgebe?«

»Glück auf den Weg!«, murmelte der Führer, »was mich betrifft, so sind meine Geschäfte beendet, meine Rechnung ist abgeschlossen. Lebt wohl, Captain«, fügte er mit seltsamem Lächeln hinzu. »Ich fahre zum Teufel, wir werden uns dort unten schon wiedersehen! ...«

Er stürzte nieder.

Der Captain wollte ihn aufrichten, - er war tot.

»Glückliche Reise«, murmelte er gleichgültig.

Er lud die Leiche auf seine Schultern, trug sie in das Dickicht, wo er ein Loch grub und sie hineinwarf. Nachdem er dieses Geschäft in wenigen Minuten beendet hatte, kam er zum Feuer zurück, hüllte sich in seinen Mantel, streckte sich, mit den Füßen gegen das Feuer, auf den Boden und schlief mit den Worten ein: »In einigen Stunden wird es Tag sein, dann werden wir sehen, was zu tun ist.«

Die Räuber schliefen nicht lange. Bei Sonnenaufgang war in dem Lager der Piraten alles in Bewegung. Sie machten sich zum Aufbruch bereit.

Anstatt seinen Plan aufzugeben, hatte der Captain im Gegenteil beschlossen, die Ausführung desselben zu beschleunigen, damit die Mexikaner nicht Zeit hätten, sich unter den weißen Trappern der Prärien Verbündete zu suchen, was das Gelingen unmöglich gemacht haben würde.

Sobald er sich versichert hatte, dass die von ihm erlassenen Befehle wohl begriffen worden seien, gab der Captain das Zeichen zum Aufbruch. Die Truppe machte sich auf Art der Indianer auf den Weg, indem sie nämlich dem Ort, an welchen sie sich begeben wollten, buchstäblich den Rücken kehrten.

Als sie an einer Stelle angekommen waren, die ihnen genügende Sicherheit zu bieten schien, stiegen die Piraten von den Pferden, vertrauten dieselben einigen entschlossenen Männern an und schickten sich an, indem sie wie Nattern am Boden hinkrochen oder von einem Zweig zum anderen und von Baum zu Baum sprangen, mit aller Vorsicht, welche man bei Überfällen zu brauchen pflegt, in das Lager der Mexikaner einzudringen.

Kapitel 3 - Die Sendung

Der Doktor hatte, wie wir in einem früheren Kapitel bereits erzählt haben, das Lager der Mexikaner verlassen, um im Auftrag von Donna Luz dem Schwarzen Hirsch eine Botschaft zu überbringen.

Wie alle Gelehrten, deren Name auf *us* endet, war auch der Doktor, trotz des besten Willens von der Welt, von Natur aus sehr zerstreut.

Anfangs zerbrach er sich, nach Art seiner Kollegen, den Kopf, um den Sinn der, wie er meinte, etwas kabbalistischen Worte, die er dem Trapper hinterbringen sollte, zu erraten.

Er konnte nicht begreifen, welche Hilfe ein halbwilder

Mensch, der allein in der Prärie lebte und dessen Leben mit Jagen und dem Aufstellen von Biberfallen ausgefüllt war, seinen Freunden leisten könne.

Die Bereitwilligkeit, mit der er die Sendung übernommen hatte, fand nur in der treuen Freundschaft, welche er für die Nichte des Generals hegte, ihre Erklärung. Trotzdem er sich keinerlei günstigen Erfolg davon versprach, hatte er sich doch entschlossen auf den Weg gemacht, in der Hoffnung, die Unruhe des jungen Mädchens dadurch zu beschwichtigen. Er hatte, mit einem Wort, eher den Wunsch eines Kranken erfüllen wollen, als etwas wirklich Wichtiges zu unternehmen.

Daher war er, statt, wie er es gesollt hätte, sich im gestreckten Galopp zum Hatto des Schwarzen Hirsches zu begeben, in der festen Überzeugung, dass die Botschaft, die man ihm aufgetragen hatte, eine überflüssige sei, vom Pferd gestiegen, hatte die Zügel desselben über den Arm gehängt und fing an, Pflanzen zu suchen, in welches Geschäft er sich so gründlich vertiefte, dass er die Worte der Donna Luz sowie die Ursache, weshalb er das Lager verlassen hatte, gänzlich vergessen.

Unterdessen verging die Zeit. Die Hälfte des Tages war bereits verstrichen. Der Doktor, der längst hätte zurückgekehrt sein sollen, war noch nicht wieder da.

Die Sorge um ihn war groß im mexikanischen Lager.

Der General und der Captain hatten alles zu einer energischen Gegenwehr, für den Fall, dass sie angegriffen würden, vorbereitet.

Niemand erschien.

In der Umgebung herrschte die größte Stille. Schon fingen die Mexikaner an zu glauben, dass sie ein falscher Lärm ge-

schreckt habe.

Nur Donna Luz fühlte, wie ihre Besorgnis von Stunde zu Stunde wuchs, und ihre Augen schauten in der Ebene umsonst nach dem wiederkehrenden Boten aus.

Plötzlich kam es ihr vor, als ob das hohe Gras der Prärie sich in ungewöhnlicher Weise wellenförmig bewege.

Es regte sich in der Tat kein Lüftchen, eine drückende Hitze herrschte allenthalben, die Blätter der Bäume, auf welche die Sonne brannte, waren unbeweglich, nur das hohe Gras fuhr fort, sich langsam und wellenförmig zu bewegen.

Ja, was besonders merkwürdig war, diese kaum merkbare Bewegung, die zu erkennen, schon ein gewisser Grad von Aufmerksamkeit gehörte, war nicht allgemein, sondern zeigte sich im Gegenteil als fortschreitend und rückte mit einer Regelmäßigkeit heran, die auf eine leitende Ursache schließen ließ, sodass, als die zunächst befindlichen Gräser anfangen, sich zu bewegen, die entfernteren in die frühere Ruhe zurückkehrten, aus der sie nicht wieder gestört wurden.

Die an den Verschanzungen aufgestellten Schildwachen wussten nicht, was sie von der Bewegung, die ihnen unbegreiflich war, denken sollten.

Der General beschloss, als erfahrener Soldat, die Sache zu untersuchen, denn obgleich er noch nie mit Indianern zu tun gehabt hatte, so war ihm ihre Art, Krieg zu führen, doch genügsam erzählt worden, um ihn zu der Vermutung zu berechtigen, dass irgendeine List dahinter stecke.

Da er das Lager, das aller seiner Kräfte zur Verteidigung bedurfte, nicht von Mannschaft entblößen wollte, beschloss er, das Abenteuer selbst zu wagen und auf Kundschaft aus-

zugehen.

In dem Augenblick, als er sich anschickte, die Verschanzungen zu erklettern, hielt ihn der Captain zurück, indem er ehrerbietig den Arm auf seine Schulter legte.

»Was wollen Sie, mein Freund?«, fragte der General und drehte sich um.

»Ich möchte Ihnen, mit Ihrer Erlaubnis, eine Frage vorlegen, General«, antwortete der junge Mann.

»So tun Sie es.«

»Sie verlassen das Lager?«

»Ja.«

»Wahrscheinlich um auf Kundschaft auszugehen?«

»Um auf Kundschaft auszugehen, ganz recht.«

»Die Sendung kommt mir zu, General.«

»Warum das?«, fragte der General erstaunt.«

»Mein Gott, General, das ist sehr einfach, ich bin nur ein armer Teufel von einem Subaltern-Offizier, der Ihnen alles verdankt.«

»Weiter?«

»Die Gefahr, die ich laufen würde, gesetzt, dass es eine solche gibt, würde den Erfolg Ihrer Reise in nichts hindern, indessen ...«

»Indessen?«

»Wenn Sie getötet werden?«

Der General machte eine Bewegung.

»Man muss alles bedenken«, fuhr der Captain fort, »wenn man solche Feinde wie die, welche uns bedrohen, vor sich hat.«

»Das ist richtig, weiter?«

»Nun denn, das Unternehmen würde scheitern und keiner von uns würde ein zivilisiertes Land wiedersehen. Sie

sind der Kopf, wir Übrigen sind nur die Arme, bleiben Sie daher im Lager.«

Der General besann sich einige Augenblicke, dann drückte er herzlich die Hand des jungen Mannes und sagte: »Ich bin Ihnen dankbar, doch muss ich mit eigenen Augen sehen, was man gegen uns im Schilde führt. Die Sache ist zu wichtig, als dass ich sie selbst Ihnen überlassen könnte.«

»General, Sie müssen bleiben«, fuhr der Captain dringender fort, »wenn es nicht unsertwegen ist, so tun Sie es wegen Ihrer Nichte, jenem unschuldigen, schwachen Geschöpf, das, wenn Ihnen ein Unglück zustieße, allein und verlassen unter wilden Völkerschaften sein würde, ohne Stütze und ohne einen Beschützer. Was liegt an meinem Leben, der ich ohne Angehörige bin und Ihrer Güte alles verdanke? Die Stunde ist gekommen, wo ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen kann, lassen Sie mich meine Schuld abtragen.«

»Aber«, wollte der General einwenden.

»Sie wissen wohl, dass, wenn ich Sie bei Donna Luz ersetzen könnte, so würde ich es mit Freuden tun. Doch bin ich noch zu jung, um eine so wichtige Aufgabe zu übernehmen. Lassen Sie mich daher Ihre Stelle einnehmen, General, sie kommt mir zu.«

Es gelang ihm, den alten Offizier halb gegen seinen Willen zu bewegen. Er schwang sich auf die Verschanzungen, überstieg sie mit einem Sprung und nachdem er dem General ein letztes Lebewohl zugewinkt hatte, entfernte er sich mit schnellen Schritten.

Der General folgte ihm mit den Augen, solange er ihn sehen konnte, dann fuhr er mit der Hand über seine sorgenvolle Stirn und murmelte: »Wackerer Bursche! Vortreffli-

ches Herz.«

»Wohl wahr, Onkel?«, antwortete Donna Luz, die sich ihm ungesehen genähert hatte.

»Warst du hier, liebes Kind?«, sagte er, indem er sich vergeblich bemühte, heiter zu lächeln.

»Ja, mein guter Onkel, ich habe alles gehört.«

»Gut, liebe Kleine«, sagte der General mit Anstrengung, »doch ist jetzt nicht der Augenblick, gerührt zu sein. Ich muss auf deine Sicherheit bedacht sein. Komm mit mir, hier könnte dich eine indianische Kugel gar zu leicht treffen.«

Er nahm sie sanft bei der Hand und führte sie in ihr Zelt zurück.

Nachdem sie in dasselbe getreten waren, drückte er einen Kuss auf ihre Stirn, empfahl ihr an, nicht mehr auszugehen, und kehrte zu den Schanzen zurück, wo er mit der größten Aufmerksamkeit beobachtete, was in der Ebene vorging, während er im Kopf die Zeit überrechnete, welche seit dem Fortreiten des Doktors verflossen war, und sich wunderte, dass er noch nicht wieder da sei.

»Er wird unter die Indianer geraten sein«, sagte er, »wenn sie ihn nur nicht umgebracht haben.«

Der Captain Aguilar war ein tapferer Soldat. Während der unaufhörlichen Kriege in Mexiko aufgewachsen, wusste er den Mut mit Klugheit zu verbinden.

Als er sich in einiger Entfernung vom Lager befand, streckte er sich flach auf den Boden und kroch bis zu einem Felsenvorsprung, welcher vortrefflich gelegen war, um ihm als Versteck zu dienen.

Alles schien um ihn herum ruhig zu sein, und kein Zeichen ließ darauf schließen, dass sich der Feind näherte.

Nachdem er das Terrain eine geraume Zeit rekognosziert hatte, schickte er sich in der Überzeugung, dass sich der General geirrt und dass keine Gefahr drohe, an, in das Lager zurückzukehren, als plötzlich zehn Schritte von ihm entfernt ein Asshata erschrocken aufsprang und mit gespitzten Ohren und zurückgeworfenem Kopf, mit unglaublicher Schnelligkeit und den Zeichen eines großen Schreckens davonrannte.

»Oho!«, murmelte der junge Mann, »ist wirklich etwas dort? Ich will doch sehen?«

Er verließ den Felsen, hinter welchem er sich versteckt gehalten hatte, und schritt vorsichtig einige Schritte weiter, um sich zu überzeugen, ob seine Befürchtung begründet sei.

Das Gras bewegte sich heftig, und zehn Männer richteten sich plötzlich rings um ihn auf, ehe er noch Zeit gefunden hatte, sich zur Wehr zu setzen oder das Versteck, das er unvorsichtigerweise verlassen hatte, wieder zu erreichen.

»Desto besser«, sagte er mit geringschätziger Kaltblütigkeit, »jetzt weiß ich, mit wem ich es zu tun habe.«

»Ergebt Euch!«, schrie ihm einer der Männer, die auf ihn eingedrungen waren, zu.

»Welcher Einfall!«, sagte er mit ironischem Lächeln, »Ihr seid verrückt, erst müsst Ihr mich schönstens umbringen, ehe Ihr mich haben könnt.«

»So wird man Euch töten, mein schönes Herrchen«, antwortete der, welcher zuerst gesprochen hatte.

»Darauf rechne ich auch«, sagte der Captain im spöttischen Ton, »ich werde mich verteidigen. Das wird Lärm machen, meine Freunde werden Euch hören. Euer Überfall wird misslingen und das ist es gerade, was ich will.«

Diese Worte wurden mit einer Ruhe gesprochen, welche die Piraten nachdenklich machte. Die Leute gehörten zu der Bande des Hauptmanns Waktehno. Er befand sich selbst unter ihnen.

»Ja«, antwortete der Anführer der Ränder hohnlachend, »Euer Einfall ist gut, aber man kann Euch auch umbringen, ohne Lärm zu machen, und dann ist auch Euer Plan vereitelt.«

»Bah! Wer weiß?«, sagte der junge Mann.

Ehe ihm die Piraten zuvorkommen konnten, sprang er mit einem großen Satz zurück, warf zwei Männer um und lief mit großer Eile in der Richtung des Lagers davon.

Als der erste Augenblick der Überraschung vorüber war, eilten die Räuber, ihn zu verfolgen.

Der Wettlauf dauerte von beiden Seiten ziemlich lange, ohne dass die Piraten dem Flüchtling bedeutend näher gekommen wären. Da sie, indem sie ihn verfolgten, immer darauf bedacht waren, von den mexikanischen Wachen nicht gesehen zu werden, sahen sie sich gezwungen, Umwege zu machen, welche notwendigerweise ihren Lauf aufhalten mussten.

Der Captain war den seinen auf Hörweite nahe gekommen, er warf einen Blick zurück. Die Räuber, welche den Halt, den er gemacht hatte, um Atem zu schöpfen, benutzt hatten, waren indessen bedeutend näher gekommen. Der junge Mann sah ein, dass, wenn er seine Flucht fortsetzte, er das Unglück, welches er verhüten wollte, herbeiführen würde.

Sein Entschluss war augenblicklich gefasst. Er beschloss zu sterben, doch wollte er wie ein Soldat sterben und im Fallen denen, für welche er sich aufopferte, nützlich sein.

Er lehnte sich gegen einen Baum, stellte seine Machete auf Armlänge neben sich, zog seine Pistolen aus dem Gürtel und rief, indem er sich nach seinen Feinden, welche nur noch dreißig Schritte von ihm entfernt waren, wandte, in der Absicht, die Aufmerksamkeit seiner Freunde zu erregen, mit überlauter Stimme: »Habt Acht! Habt Acht! Der Feind ist da.«

Dann schoss er seine Pistolen mit der größten Kaltblütigkeit wie bei einem Scheibenschießen ab. Er hatte vier Doppelpistolen und rief bei jedem fallenden Piraten wiederholt: »Habt Acht! Hier ist der Feind! Sie umringen uns, seht Euch vor! Seht Euch vor!«

Die Banditen, welche die hartnäckige Gegenwehr erbitterte, stürzten mit Wut über ihn her, wobei sie alle bisher beobachtete Vorsicht vergaßen.

Nun begann ein großartiges und fürchterliches Handgemenge eines einzigen Mannes gegen zwanzig oder dreißig, denn für jeden Piraten, der fiel, stellte sich ein anderer in die Reihen.

Der Kampf war entsetzlich.

Der junge Mann hatte sein Leben zum Opfer gebracht, doch wollte er es so teuer wie möglich verkaufen.

Wie wir schon gesagt haben, wiederholte er bei jedem Schuss, den er abfeuerte, bei jedem Hieb mit der Machete sein Warnungsgeschrei, welches die Mexikaner damit beantworteten, dass sie ihrerseits ein knatterndes Musketenfeuer auf die Piraten richteten, die sich ohne Rückhalt zeigten und den Mann, der ihnen den Weg mit einer unüberwindbaren Mauer seiner tapferen Brust versperrte, wütend verfolgten.

Endlich fiel der Captain auf ein Knie. Die Piraten stürzten

sich bunt durcheinander auf ihn los und brachten sich gegenseitig in der blinden Wut, mit der sie ihn umzubringen trachteten, Wunden bei.

Ein solcher Kampf konnte unmöglich lange dauern.

Der Captain Aguilar fiel, doch kostete sein Fall zwölf Piraten, die er erlegte und die ihm ein blutiges Geleit gaben, das Leben.

»Hm!«, murmelte der Hauptmann Wakteho, ihn mit Bewunderung betrachtend, indem er das Blut, welches aus einer tiefen Wunde, die er selbst in die Brust erhalten hatte, floss, zu hemmen suchte.

»Welch ein hartnäckiger Bursche, wenn ihm die anderen alle gleichen, so werden wir nimmermehr mit ihnen fertig. Nun«, sagte er und wandte sich zu seinen Begleitern, die seine Befehle erwarteten. »Wir wollen uns nicht länger wie Tauben zusammenschießen lassen. Herbei zum Angriff! Bei Gott, zum Sturm!«

Die Piraten folgten ihm, ihre Waffen schwingend und fingen an, den Felsen zu erklettern, indem sie brüllten: »Zum Sturm! Zum Sturm!«

Die Mexikaner ihrerseits, die Zeugen von dem heldenmütigen Ende des Captains Aguilar gewesen waren, bereiteten sich vor, ihn zu rächen.

Ende des zweiten Bandes